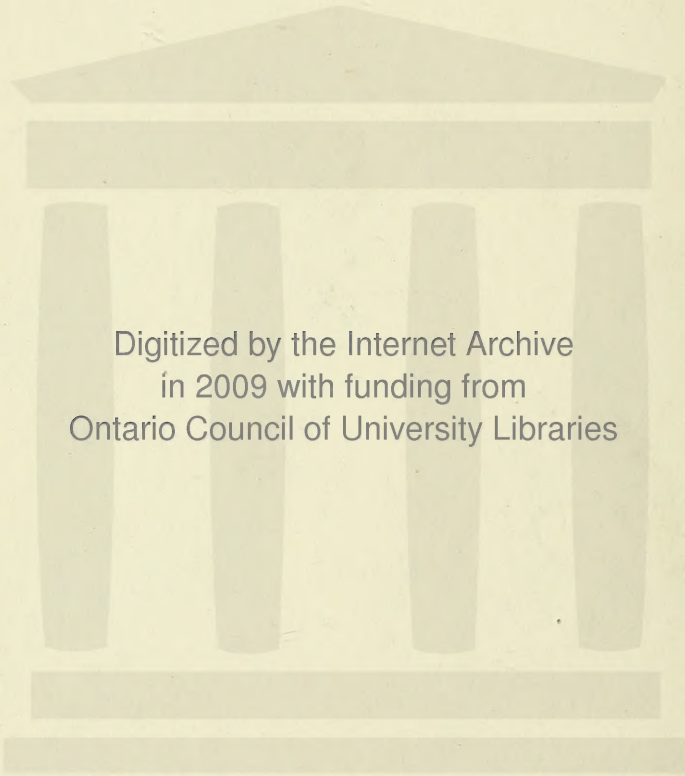
3 1761 04020 5940

Die alte Armee
d ihre Verirrungen

Eine kritische Studie

von

G. v. Gleich
Generalmajor z. D.


Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
Ontario Council of University Libraries

http://www.archive.org/details/diealtearmeeundi00glei

G5563a

Die alte Armee und ihre Verirrungen

Eine kritische Studie

von

G. v. Gleich

Generalmajor z. D.

Zweite Auflage

163146.
21.6.21.

Leipzig
Verlag von K. F. Koehler
1919

Copyright by K. F. Koehler Verlag, Leipzig 1919

Zeilenguß-Maschinensatz und Druck
von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Inhalt

Einleitung 3
1. Siegesaussichten 7
2. Rüstungen 12
3. Ausbildung und Bewaffnung 15
4. Truppenübungen, Manneszucht 28
5. Offiziersatz 35
6. Zusammensetzung der Offizierkorps 41
7. Wirtschaftliche und gesellschaftliche Verhältnisse 46
8. Absonderung der Offiziere 57
9. Offiziersausbildung 59
10. Sichtung der Offiziere 66
11. Qualifikationen 81
12. Strebertum 86
13. Einseitigkeit 88
14. Berichterstattung 94
15. Schlußwort 97

Vorwort zur zweiten Auflage

Die Niederschrift der nachfolgenden Studie war Mitte Februar d. J. abgeschlossen, in einer Zeit, als ein wilder Kampf um die Kommandogewalt im Heere die Berufenen und noch mehr die Unberufenen in hohem Maße in Anspruch nahm. Es war damals nicht vorauszusehen, daß die Nachfrage nach der Schrift den Austrag dieser Kämpfe überdauern und eine Neuauflage erforderlich machen würde.

Die alte Armee, der die Revolution das Rückgrat zerbrochen hat, ist inzwischen durch den Machtspruch unserer überlegenen Feinde vollends ganz beseitigt worden. Eine Neuschöpfung ist an ihre Stelle getreten, über die zu urteilen, noch jahrelang verfrüht sein wird. Die einen werden für die neue Wehr schwärmen, in dem Glauben, in ihr die Fortsetzung der alten Armee erblicken zu dürfen. Die andern werden sie gerade deshalb schätzen, weil sie sich einreden, mit den „Verirrungen" der alten Armee aufgeräumt zu haben. Wohin die Resultante dieser Kräfte führen wird, kann erst die Zukunft lehren. Immerhin hat die militärische Entwicklung in Deutschland seit der Niederschrift der nachfolgenden Skizze einen gewissen Abschluß erreicht, so daß manche Sätze, vor allem der Einleitung, überholt erscheinen. Trotzdem glaubte ich auf eine Umarbeitung verzichten zu sollen, da sie unwillkürlich vielfach zu einer Erweiterung und Ausfüllung der skizzenhaften Umrisse verleitet haben würde.

Auch der unveränderte Neudruck wird, wie ich hoffe, dem Leser zeigen, daß die sogenannten Verirrungen der alten Armee, selbst wenn eine harte Kritik angesetzt wird, keineswegs grobe und grundsätzliche Verstöße gegen das Rechtsempfinden darstellten, von welchen die Soldatenräte der Revolution uns reinigen zu wollen vorgaben, sondern größtenteils aus kleineren allgemein menschlichen Schwächen bestanden, die auch im „alten System" hätten beseitigt werden können, aller Wahrscheinlichkeit nach sogar viel leichter und gründlicher, als dies aus vielerlei Gründen im heutigen Zukunftsheere der Fall sein wird.

Ludwigsburg, September 1919.

v. Gleich.

Einleitung

„Der Krieg ist verloren! Wer ist schuld daran? Es rast das Volk und will sein Opfer haben. Wozu da lange suchen? Natürlich die Offiziere sind's, die den Krieg verloren haben, die verrottete, bis ins Mark verdorbene Junkerkaste. Sie hat uns in den Krieg hineingestoßen, sie hat uns dann im Kriege weißbluten lassen. Der unfähige und verkommene Offizier hat den armen tapferen hilflosen Soldaten so lange geknechtet und entrechtet, bis dieser sich gar nicht mehr anders zu helfen wußte, als die Revolution zu machen." —

In dieser Tonart ging es wie ein Lauffeuer durch das deutsche Volk, nicht gerade immer im schroffsten Ton der Spartakusflugblätter. Aber: „calumniare audacter"; schließlich waren auch solche Kreise des Volks, die vor dem Kriege dem Offizierstand nicht gerade feindlich gesinnt waren, davon überzeugt, daß den Offizier die Hauptschuld an dem unglücklichen Ausgang des Krieges treffe.

Es ist nicht die Absicht der nachfolgenden Betrachtungen, das deutsche Offizierkorps gegen so offenkundig haltlose Beschuldigungen zu verteidigen. Nachdem der erste Taumel der Hetze vorüber ist, glaubt kein wirklich Verständiger mehr daran, daß dem Offizierstand in seiner Allgemeinheit ein so schwerer Vorwurf gemacht werden kann. Gewiß befand sich im Laufe des Krieges unter den Offizieren aller Grade mehr als ein räudiges Schaf. Niemand wird das bestreiten. Aber waren denn die Mannschaften im Kriege ausnahmslos so erhaben über allen Makel und Vorwurf? Ist nicht gerade unter ihnen Pflichtvergessenheit aller Art, ganz besonders unerlaubte Entfernung, Feigheit vor dem Feinde und Fahnenflucht sehr bald in einem Umfang aufgetreten, den man vor dem Kriege niemals für möglich gehalten hätte? Die breite Allgemeinheit erfuhr davon natürlich nichts. Denn in der Presse war vom Feldgrauen nur das Allerbeste zu lesen. Oft genug haben die sogenannten „Heldentatenberichte", die hauptsächlich für die örtliche Heimatpresse bestimmt

waren, aus einfacher Pflichterfüllung des gewöhnlichen Soldaten bewußt Großtaten ersten Ranges gemacht. Es war ja ausdrücklich an maßgebender Stelle angeordnet worden, bei dergleichen Berichten besonders die Unteroffiziere und Mannschaften zu berücksichtigen. Daran liegt es wohl, daß in der Presse der „brave Feldgraue" auf Kosten des Offiziers, der doch nur in zweiter Linie unter diesem Namen verstanden wurde, unverhältnismäßig hervorgetreten ist. Ausgenommen vielleicht die höhere Führung, die ja ausnahmslos eine gute Presse gehabt hat. Allein, wie gesagt, hier soll nicht eine Verteidigungsschrift für das Offizierkorps geschrieben werden; denn, wie ja auch der Feldmarschall v. Hindenburg bezeugt hat, trifft seine Gesamtheit kein Vorwurf. Sittlich gesund ist es in die Heimat zurückgekehrt. Auch darf nicht übersehen werden, daß das Offizierkorps, das während des Krieges in die Erscheinung trat, in der Hauptsache ein ganz anderes war, als das, das 1914 ins Feld gerückt ist. Trotzdem, oder vielleicht richtiger gerade deshalb erscheint es als Gebot der Gerechtigkeit, gewissenhaft und vorurteilslos nachzuforschen, was etwa am alten Heere vor dem Kriege nicht einwandfrei war. Denn vollkommen ist nichts auf dieser Welt. Und wer sich im großen ganzen frei weiß von wirklichen schweren Schäden und Fehlern, wird in den Augen der Allgemeinheit nur gewinnen, wenn er volle Selbsterkenntnis anstrebt und die eigenen Schwächen und Schattenseiten freimütig bekennt, statt hartnäckig jedes Verbesserungsbedürfnis zu leugnen.

Darum wird im nachfolgenden offene und mitunter scharfe Kritik geübt werden. Keineswegs aber handelt es sich auf der anderen Seite um eine Schmähschrift gegen das alte Heer und seine Offiziere, die um die wohlfeile Gunst der ohnehin verhetzten Menge werben will. Aber Selbsterkenntnis allein bewahrt vor Selbstüberhebung. Und dieser ist sicher zum großen Teile unser ganzer Zusammenbruch zuzuschreiben. Selbsterkenntnis ist auch unerläßlich für den Wiederaufbau. Möchte sie denen nicht fehlen, die berufen sind, an ihm mitzuarbeiten.

Die nachfolgenden Betrachtungen sind nicht etwa nachträglich jetzt erst entstanden. Sie gehen in ihren Anfängen auf Jahre, ja sogar Jahrzehnte zurück. Manches davon ist bereits zu Beginn des Krieges in flüchtigen Umrissen niedergeschrieben worden, zu einer Zeit, als ein so unsäglich trauriges Ende des glänzenden alten Heeres von niemand vorausgesehen wurde. Sie waren als eine Art militärischen Testaments des Verfassers gedacht, vielleicht als dienstlicher

Bericht, vielleicht einmal zur Veröffentlichung, vielleicht aber auch dazu bestimmt, erst späteren Generationen ein Bild des alten Heeres zu geben, das auch solche Züge enthielt, die der breiten Öffentlichkeit weniger zugänglich waren.

Nun kann eingewendet werden: der Militarismus ist ja tot. Sollen Richtlinien für einen neuen gegeben werden? Oder soll ihm nur ein Nachruf gewidmet werden? Soll die Menge aufs neue gegen ihn gehetzt werden oder soll er ein Begräbnis erster Klasse erhalten? Keines von beiden! Aber wozu dann überhaupt noch eine Zeile darüber verlieren? Abrüstung, Völkerbund, Weltfrieden ist die Losung der Zukunft.

Gewiß, die Zeiten sind vorbei, in denen man den Krieg als eine schöne Einrichtung der göttlichen Weltordnung preisen durfte, nachdem drei leichte siegreiche Feldzüge geführt worden waren. Jetzt wendet jedermann sich mit Abscheu ab von den Scheußlichkeiten, die dieser unerhörte Krieg über alle Völker gebracht hat. Der Boden für die angedeutete Entwicklung wäre wohl mehr denn je geebnet. Aber trotzdem vermögen wir nicht freudig zu glauben, daß dieses Morden wirklich das letzte Massenverbrechen gewesen wäre, das über Europa so unendliches Wehe gebracht hat. Mehr als einmal hat die Hoffnung auf den Weltfrieden sich in der Geschichte als Truggebilde erwiesen. Der Traum vom goldenen Zeitalter ist verfrüht, so lange die Menschheit sich aus dem Sumpf des Egoismus und Materialismus nicht erhoben hat. Und wer wollte bestreiten, daß sie augenblicklich tiefer denn je in ihn versunken ist und daß von wirklich läuternden Wirkungen des Krieges noch lange nichts zu bemerken ist. Wer möchte in allem Ernst glauben, daß nunmehr wirklich die Macht des Rechts an Stelle der Kraft der Waffen treten werde, so lange die Waffen selbst im Heimatlande nicht zur Ruhe kommen wollen.

Aber selbst ein Völkerbund, der sich zur Aufgabe macht, den Krieg zu vernichten und den ewigen Frieden zu schützen und zu erzwingen, bedarf hierzu der bewaffneten Macht, wenn er nicht zu einer Puppenkomödie herabsinken will. Ob es sich dabei um eine Armee im alten Sinne des Wortes, eine Bürgerwehr oder ein Volksheer handeln wird, der Name tut nichts zur Sache. Niemand, der solches Werkzeug zur Vollstreckung des Willens des Staats oder meinetwegen der Gesellschaft neu schafft, wird ungestraft an den Erfahrungen von Jahrhunderten vorbeigehen können, in dem Irrwahn, mit dem Zauber neuzeitlicher Schlagworte Altbewährtes völlig über Bord werfen zu dürfen. Andernfalls würde er erneut

in die Kinderkrankheiten des Dilettantismus verfallen, die das verachtete alte System längst überwunden hatte.

Deshalb ist vielleicht auch die Kritik an scheinbar völlig Überlebtem sicher nicht wertlos. Jedermann kann und wird sich irren. Denn der einzelne Mensch sieht nicht die Massenerscheinungen, sondern die Einzelerscheinungen. Um ein Urteil über Massenvorgänge zu gewinnen, muß eben immer an Einzelvorgänge angeknüpft werden. Darin liegt immer ein gewisser Spielraum: was der eine als typisch ansieht, hält der andere für eine Ausnahme und umgekehrt. Daher wird das Nachfolgende gewiß auch Widerspruch herausfordern, aber schließlich klärt doch nur der Widerspruch der Meinungen den Sachverhalt. Und deshalb ist es wohl besser, subjektive Ansichten zu äußern, als sie zu verschweigen, wie das früher im militärischen Leben eigentlich die Regel bildete und bilden mußte.

Sehr vielen wird das Gesagte wenig oder nichts Neues bieten. Für diese sind die nachfolgenden Blätter nicht geschrieben. Sie wenden sich vor allem an solche, die vor dem Kriege dem Berufe des Offiziers ferner standen, die somit am meisten der Gefahr ausgesetzt sind, aus den Erscheinungen des Krieges einseitige und daher falsche Rückschlüsse auf das frühere Berufsheer zu ziehen. So wie die Dinge liegen, ist fast anzunehmen, daß gerade solche bei Neuordnung des Militärwesens die Hauptrolle spielen dürften.

1. Siegesaussichten

Es war Ende Juli 1914. Der Krieg zwischen Österreich-Ungarn und Serbien war erklärt. Der europäische Krieg stand auf des Messers Schneide. Niemand zweifelte mehr am Ausbruch. Wir saßen im Kasino des Truppenübungsplatzes X. in der eigentümlichen Spannung, die jedem von uns noch lebhaft in Erinnerung sein wird, gewärtig, jeden Augenblick zur Mobilmachung in den Standort zurückgerufen zu werden. Da rief mir ein alter guter Freund aus dem Generalstabe über den Tisch herüber zu: „Auf Wiedersehen in Paris in sechs Wochen!" Unwillkürlich fuhr mir als Erwiderung heraus: „Aber hoffentlich als Sieger und nicht als Gefangene!"

Ich hatte mich innerlich über die Selbstverständlichkeit geärgert, mit der mein sonst sehr bedächtig und ruhig urteilender Freund auf eine völlige Niederwerfung Frankreichs in so kurzer Zeit rechnete. Ich konnte diesen schrankenlosen Optimismus keineswegs teilen. Denn ich hatte mir natürlich schon seit Jahren Gedanken darüber gemacht, welche Aussichten wir in einem Doppelfrontkriege tatsächlich haben würden. Immerhin bereute ich fast meine offenherzige Antwort, denn ich sagte mir, sie hat keinen Zweck. Was kommen muß, das kommt.

Am 26. Juli 1914 schrieb ich in einem Briefe: „. . . ob wir wirklich den Doppelfrontkrieg gewinnen werden?? So sehr viel besser ist unsere Armee denn doch nicht, als die anderen an Zahl so stark überlegenen, wenn wir uns das auch immer und immer wieder vorreden. Dazu kommt, daß wir in den höchsten Stellungen nur sehr wenige Männer haben, die wirkliche Truppenführer sein werden. Im übrigen kann in diesem Kriege für Deutschland schwerlich etwas Positives herauskommen. Wir können kaum etwas gewinnen, riskieren dabei aber alles."

Am folgenden Tage schrieb ich weiter: „. . . Rußland wird wohl nur so lange warten, bis Österreich Serbien gegenüber sehr starke Kräfte festgelegt hat, viel stärkere natürlich, als es bei einem russisch-österreichischen Kriege zur bloßen Beobachtung eines vor-

läufig neutralen Serbien nötig hätte. Dann wird Rußland Österreich mit großer Überlegenheit angreifen. Wollen wir dann nicht noch vollends allen politischen Kredit in Europa verlieren, so müssen wir wohl helfend eingreifen. Dann aber muß Frankreich auf dem Plan erscheinen. England, das keine genügende Landarmee hat, wohl zunächst noch nicht. Aber sobald wir festliegen, wird England zweifellos nicht versäumen, uns mindestens von unseren Kolonien alles wegzunehmen, was ihm paßt. Auch werden wir jetzt wohl mit Rumänien als Gegner zu rechnen haben, statt, wie es früher gewesen wäre, als Bundesgenossen. Daß wir unter solchen Umständen den Doppelfrontkrieg gewinnen werden, ist denn doch recht zweifelhaft. . ."

„Ob wir am Ende Österreich doch noch sich selbst überlassen werden? Das wäre eigentlich gegebene Realpolitik. Aber freilich, sie wäre wohl im Volke nicht populär. Wer den Krieg nicht kennt, der hat leicht rufen: Krieg! Krieg! Solche Leute wissen nicht, welch' bitter ernste Sache der Krieg ist und wie tief er in das ganze Volksleben einschneidet. . ."

Diese Äußerungen liegen heute wiederum schwarz auf weiß vor mir in Urschrift. Auch erinnerte mich neulich ein guter alter Bekannter, den ich zuletzt vor dem Kriege und dann den ganzen Krieg über nicht mehr gesehen hatte, an eine Äußerung, die ich kurz vor dem Abmarsch ins Feld ihm gegenüber getan hatte: „Denken Sie daran, wir werden zunächst überall siegen, aber wir werden der Übermacht unserer Feinde schließlich doch erliegen!"

Unglücksprophet zu sein, ist niemals dankbar. Mancher Angehörige der verflossenen Vaterlandspartei müßte eigentlich folgerichtig in mir einen Urmiesmacher und damit auch „eine Hauptursache an Deutschlands tiefem Fall" erblicken. Allein ich kann bestimmt versichern, daß damals niemand meinen Äußerungen Glauben geschenkt hat, auch meiner Behauptung nicht, daß der Krieg allermindestens ein Jahr dauern würde, und daß wir noch zufrieden sein könnten, wenn wir nach zwei Jahren zurückkämen. Mein damaliges Urteil war nichts weniger als die Freude an der Rolle einer Kassandra oder das Bestreben, um jeden Preis etwas anderes zu behaupten als die landläufige Meinung. Vielmehr gründete sich meine Ansicht auf sehr einfache und nüchterne Überlegungen.

Es war mir unklar, wie der Generalstab allen Ernstes damit rechnen konnte, Frankreich in wenigen Wochen entscheidend zu schlagen. Im Jahre 1870/71 hatten wir mit dem günstigen anfänglichen

Zahlenverhältnis 5:3, das sich dann sehr bald noch ganz erheblich zu unseren Gunsten verschob, reichlich fünf Monate dazu gebraucht. Dabei war die ganze Welt uns freundschaftlich gesinnt, eine Tatsache, die ausschließlich das Verdienst Bismarcks war. Machtpolitik ist die Domäne großer Geister. Kleine Seelen müssen weitgehenden Gebrauch des Verständigungsprinzips machen. Ein Spiel um hohen Einsatz überlassen sie lieber den großen.

Jetzt konnten wir selbst unter Einrechnung von drei italienischen Hilfskorps, die bekanntlich an der Vogesenfront erwartet wurden, gegen Frankreich eine nur unwesentliche Überlegenheit zusammenbringen, während wir gleichzeitig zusammen mit Österreich-Ungarn an der Ostfront einen ganz erheblich überlegenen Gegner zunächst hinhaltend bekämpfen mußten. Es war recht fraglich, wie lange das Österreich gelingen würde. In der Defensive wahrscheinlich länger als in der Offensive. Selbst wenn wir in fünf Monaten dasselbe gegen Frankreich leisteten wie 1870, was aber England wohl niemals zuließ, war die Weiterführung des Krieges an der Ostfront ein höchst unsicheres Problem. Denn auch bei günstigem Erfolge für uns konnte eine geschlagene russische Armee fast unbegrenzt ausweichen, während unserem Nachdrängen naturgemäße Grenzen gesetzt waren, viel mehr noch, als der ungeheuren Überlegenheit, die Napoleon I. 1812 gegen Rußland herangeführt hatte.

Italiens Eingreifen zu unseren Gunsten mußte schon seit vielen Jahren einem vorurteilslosen Beobachter als höchst fraglich erscheinen. Die italienische Politik hat sich niemals von sentimentalen Erwägungen leiten lassen. Es war vorauszusehen, daß es sich seiner Bündnispflicht, die ja im Wortlaut damals nur sehr wenigen bekannt war, sofort unter irgendeinem Vorwand entziehen würde, sobald es auf unserer Seite keinen Vorteil mehr finden würde. In den letzten Jahren waren Italiens Augen nur allzu deutlich auf Machtausdehnung im Osten gerichtet. Dieses Bestreben konnte zu Reibungen mit den Südslawen, mit Griechenland, vor allem aber mit Österreich führen. Unter gar keinen Umständen aber durfte dabei England in die Reihe der Feinde Italiens gedrängt werden; denn Italien mußte jede Bedrohung zur See ängstlich vermeiden, schon seiner Küstengestaltung wegen. Und der Satz, den Friedjung unlängst ausgesprochen hat: „Eine Bindung durch Allianzen schließt nicht die Verpflichtung zum Selbstmord ein" enthält einen sehr dehnbaren Begriff, den des politischen Selbstmords. Was als solcher angesehen wird, ja angesehen werden muß, steht nicht ein für alle Male

fest, sondern schwankt sehr erheblich nach den politischen Gruppierungen. Der „sacro egoismo" wird sich im einen Falle früher, im andern später geltend machen. Ob es gelingen wird, den politischen Egoismus ganz aus den zwischenstaatlichen Beziehungen auszuschalten, wie das doch wohl in einem Völkerbund gleichberechtigter Nationen der Fall sein müßte, das erscheint vorläufig noch recht zweifelhaft. Wer überdies das Verhalten Rumäniens im Balkankriege aufmerksam betrachtet hatte, mußte von vornherein vermuten, daß 1914 Italien sich ganz ähnlich verhalten würde. Es war somit auf eine Beteiligung Italiens auf unserer Seite nicht zu rechnen. Dagegen war mit Sicherheit Belgien als Feind anzusprechen.

Der Doppelfrontkrieg konnte nicht gut als reiner Abwehrkrieg auf beiden Fronten geführt werden. Sobald eine wirkliche Entscheidung erstrebt wurde, mußte versucht werden, zuerst den einen Gegner niederzuwerfen und dann eine Operation auf der inneren Linie größten Stils anzuschließen. Wollten wir aber gegen Frankreich angriffsweise vorgehen, so blieb mit Rücksicht auf den französischen Festungsgürtel gar nichts anderes übrig, als der Vormarsch durch Belgien. Wenigstens nach der damaligen allgemeinen Ansicht, die der Umfassung eine entscheidende Bedeutung zuschrieb. Nach dem, was wir jetzt im Kriege gesehen haben, ist es allerdings nicht ganz undenkbar, daß wir gegen Frankreich auch an einer anderen Stelle einen erfolgreichen Durchbruch hätten ansetzen können. Er hätte aber eine ganz gewaltige Massierung von Kräften und Angriffsmitteln bedingt, zu der wir uns 1914 schwerlich entschlossen haben würden, weil wir damals den Kräftebedarf für derartige Unternehmungen viel zu niedrig eingeschätzt haben würden.

Somit kam es darauf an, wie sich Belgien zu unserem Durchmarsch stellen würde. Und dieser Entschluß hing wiederum wesentlich davon ab, wie Belgien die Gesamtaussichten des Riesenkampfes einschätzen würde. Ob in Brüssel hierüber rechtzeitig sondiert worden ist, das entzieht sich vorläufig der allgemeinen Kenntnis. Im Zweifelsfall mußte man mit dem Schlimmeren rechnen; was ja auch geschehen ist. Mit ziemlicher Sicherheit mußte man somit Belgien in der Reihe unserer Gegner annehmen.

Die Rechnung war also einfach folgende: Deutschland 67 Millionen, Österreich-Ungarn 51 Millionen, zusammen 118 Millionen gegen Serbien 5, Rußland 155, Frankreich 40, Belgien 7 Millionen, zusammen 207 Millionen. Dazu kam noch, daß Frankreich sein Heer und vor allem seine Arbeitskräfte nicht unwesentlich aus

seinem 45 Millionen Einwohner zählenden Kolonialreiche verstärken konnte. Auf unserer Seite konnten wir allenfalls auf eine Beteiligung der Türkei mit etwa 20 Millionen Einwohnern rechnen, da wir diesen Staat, nicht zum wenigsten durch die Militärmission Liman v. Sanders einigermaßen in der Hand hatten. Eine solche Waffenhilfe wurde aber mehr als reichlich aufgewogen im Falle des Eingreifens von England auf der Seite unserer Feinde. Es bedeutete eine Volkskraft von rund 60 Millionen, einschließlich Kanada, Australien und Südafrika, wozu noch ein Kolonialreich von weiteren 350 Millionen kam, das ja allerdings nur zum Teil militärisch nutzbar gemacht werden konnte, aber immerhin einen gewaltigen Kräfterückhalt an Arbeitskräften und Rohstoffen darstellte, während es für uns gleichzeitig eine völlige wirtschaftliche Isolierung bedeutete. Wir haben uns im Laufe des Krieges daran gewöhnt, England als das treibende Element zum ganzen Kriege zu betrachten. Im Jahre 1914 aber gab es doch recht viele, die von der englischen Kriegserklärung höchlichst überrascht waren. Und auch die Verhandlungen Bethmanns mit England beweisen, daß in Berlin allen Ernstes damit gerechnet wurde, England in der Neutralität halten zu können. Wollte man aber sogar glauben, daß England ursprünglich an einen Krieg gegen Deutschland gar nicht gedacht habe, was wohl heute niemand mehr ernstlich annehmen wird, so mußte auf der anderen Seite überlegt werden, daß England sich eine so günstige Gelegenheit, gegen den deutschen Wettbewerber loszuschlagen, kaum entgehen lassen würde. Vielleicht nicht sofort, aber doch ganz gewiß im Laufe des Krieges, falls nicht etwa Deutschland wider alle Voraussicht sofort entscheidend siegen würde. Aber auch in diesem Falle konnte England einen für Deutschland günstigen Friedensschluß um so leichter korrigieren, je mehr es seine Kräfte geschont hatte. Deshalb war es alles in allem wahrscheinlicher, daß England erst nach einigen Wochen oder vielleicht Monaten in den Kampf eintreten würde. Selbst wenn auch England voraussichtlich zu Lande nicht sehr stark auftreten würde — denn auf die gewaltige Improvisation eines Riesenheeres hat wohl vor dem Kriege niemand gerechnet, wenigstens nicht in solchem Umfang —, so blieb es doch allein schon durch seine Flotte und damit durch seine Herrschaft zur See immer ein furchtbarer Gegner.

Daraus mußte sich also vom rein militärischen Standpunkt aus die Folgerung ergeben: Der Krieg, so wie er 1914 vor der Tür stand, ist ein höchst gewagtes Unternehmen mit zweifelhaftem Aus-

gang, wenn nicht mit unumstößlicher Sicherheit Frankreich in sehr kurzer Zeit niedergeworfen und zum Ausscheiden aus der Koalition gezwungen wird. Und selbst dann ist der Endausgang noch recht unsicher, sobald England in der Reihe unserer Gegner steht. Und dies war früher oder später ziemlich sicher zu erwarten.

Die Frage, ob Frankreich in kürzester Zeit niedergeworfen werden könne, scheint von den maßgebenden Stellen augenscheinlich bejaht worden zu sein. Was sie dazu berechtigte, das kann der Uneingeweihte nicht im einzelnen beurteilen. Offenbar nahmen sie an, die Bewaffnung, die Ausbildung und der innere Wert der deutschen Armee, vor allem aber wohl auch die für weit überlegen gehaltene deutsche Führung würden genügen, um die sehr geringe zahlenmäßige Überlegenheit an der Westfront zu einer überwältigenden zu gestalten.

Ich habe die gestellte Frage verneint, weil ich die eben erwähnten Annahmen nicht für durchaus zutreffend hielt und weil ich vor allem der Ansicht war, daß an maßgebender Stelle trotz aller Erfahrungen der neueren Kriege die Stärke der Verteidigung immer noch erheblich unterschätzt würde. Angesichts der heutigen Bewaffnung würde deshalb auch mit einer Überlegenheit wie 1870 ein ähnlich rascher Erfolg nicht möglich sein. Überdies erschien es doch zweifelhaft, ob sogar ein voller Sieg gegen Frankreich, so lange wir nicht etwa das ganze Land besetzt haben würden, dazu ausreichen würde, um die gesamte Tripleentente zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Denn in irgendeiner Form hatten wir es selbst dann, wenn England nicht mit den Waffen eingriff, diplomatisch mit der gesamten Tripleentente zu tun.

2. Rüstungen

Wenn wir die Frage unserer militärischen Stärke näher prüfen, so muß von vornherein auf einen Umstand hingewiesen werden. Wir haben andauernd von unserer starken Militärmacht geredet, von der schimmernden Wehr. Auf der anderen Seite ist uns von den Gegnern dieser Militärmacht im Ausland wie im Inland unausgesetzt der Vorwurf gemacht worden, wir würden den Bogen in unerhörter Weise überspannen.

Dabei waren wir eigentlich militärisch gar nicht so stark, als wir verfassungsmäßig sein konnten und deshalb schließlich auch sein mußten. Alljährlich arbeiteten wir mit einem Riesenaufwand an Zeit und Fleiß die Mobilmachung und den Aufmarsch bis in alle Einzelheiten aus. Wir freuten uns aufrichtig, wenn es durch allerhand

Kunstgriffe gelang, die eine oder andere Formation einen Tag früher an die Grenze zu bringen, und bildeten uns Wunder was ein, was ein Vorsprung von einigen Stunden für eine ausschlaggebende Bedeutung haben müßte. Viel seltener haben wir uns darüber Gedanken gemacht, daß in den Listen der Ersatzformationen der Reserve- und Landwehrtruppen größtenteils nichtssagende Ziffern standen, die Leute darstellten, die noch keine Soldaten waren, sondern während des angeblich so kurze Zeit dauernden Krieges es erst werden sollten. Da fiel einem ein, was ja in der Öffentlichkeit so selten bedacht wurde, daß ein sehr großer Bruchteil des deutschen Volkes militärisch überhaupt nicht ausgebildet war. Dies war um so bedenklicher, als bei dem Doppelfrontkrieg der Erfolg in der Hauptsache auf der raschen Niederwerfung des einen Gegners beruhen mußte. Zur Entscheidung kann man aber nach der alten strategischen Urweisheit niemals stark genug sein. Wollten wir also sichergehen, so mußten wir von Anfang an erheblich mehr Soldaten ins Feld stellen, als wir getan haben. Setzten wir ungenügende Kräfte ein, so trat der Erfolg gegen den einen Gegner voraussichtlich zu langsam ein. Dann gewannen wir zwar Zeit zur nachträglichen Ausbildung der Unausgebildeten. Aber diese Leute hatten doch am entscheidenden Punkte zur entscheidenden Zeit gefehlt. Sie konnten im Laufe des Krieges nur allmählich in die Erscheinung treten, und man hatte den Fehler des bruchstückweisen Kräfteverbrauchs, der sich in der Kriegsgeschichte noch immer gerächt hat.

Um welche Zahlen es sich dabei etwa handelte, geht daraus hervor, daß wir z. B. zwischen 1897 und 1900 jährlich durchschnittlich 507 400 Wehrpflichtige abfertigten. Nach Ausscheidung der Unwürdigen und des damals naturgemäß noch sehr hohen Bruchteils der Untauglichen (8 v. H.), haben wir 275 300, d. h. etwa 54% eingestellt. Mindestens 37%, bei der sehr wohl denkbaren strengeren Sichtung aber erheblich mehr, völlig Taugliche blieben ohne jede militärische Ausbildung. Tatsächlich also gab es strenggenommen eine allgemeine Wehrpflicht nicht, oder wenigstens keine allgemeine Dienstpflicht im Frieden.

Nun hätte man freilich kaum sämtliche Tauglichen in der Weise militärisch ausbilden können, wie wir es vor dem Kriege für unumgänglich erforderlich gehalten haben. Sonst wäre die schimmernde Wehr wohl allzuschwer geworden. Es ist aber sehr die Frage, ob wir nicht besser daran getan hätten, die Dienstzeit auf ein einziges Jahr oder noch weiter herabzusetzen, um dafür bei Kriegsbeginn mit

einem um so stärkeren Heere dastehen zu können. Schließlich haben wir ja doch vorwiegend mit Soldaten Krieg geführt, deren Friedensausbildungszeit im Durchschnitt nur wenige Monate betragen hat. Hätten wir alle Tauglichen herangezogen, so hätten wir den Waffengang mit einem um rund 70% stärkeren Heere antreten können. Mit einem solchen Stärkeverhältnis standen unsere Aussichten wesentlich besser, wenn auch die verringerte Güte der Ausbildung in Rechnung zu ziehen war. Wir haben überdies die im Frieden nicht Ausgebildeten doch noch, und zwar ziemlich restlos, in den Kampf werfen müssen, aber mit einer zweifellos noch sehr viel mangelhafteren Ausbildung, als es bei verkürzter Friedensausbildung möglich gewesen wäre. Denn es konnten ja unsere Ersatzformationen in der Ausbildung entfernt nicht das leisten, was einst die Friedenstruppenteile geleistet hatten.

Auf den schwerwiegenden Übelstand, daß auf diese Weise zahlreiche im Leben gereifte Männer erst in vorgerückten Jahren noch unter die Rekruten gesteckt werden mußten, während sie sonst der Dienstpflicht in einem Alter genügt haben würden, in dem ein etwas strafferer Ton im allgemeinen nur heilsam sein kann, soll nur kurz hingewiesen werden. Eine große Summe von Intelligenz, die sich andernfalls schon seit Kriegsbeginn in Führerstellen hätte ausnutzen lassen, wurde auf diese Weise mit schlechtem Nutzeffekt verwendet. Und gerade solche Leute, die vielfach von ungeeignetem Ausbildungspersonal in völlig verkehrter Weise behandelt wurden, haben hierunter schwer gelitten und einen ganz falschen Eindruck von der Armee in ihrer Allgemeinheit gewonnen. Ein großer Teil der berechtigten und unberechtigten Erbitterung geht wohl auf diese mangelhafte Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht zurück. Es war ein Mangel an Folgerichtigkeit und Gerechtigkeit, der auffallend selten betont worden ist.

Auch wenn wir die gesamte Bevölkerung nicht restlos schon im Frieden zu Kriegszwecken „ausgekämmt" hätten, sondern uns mit einer mäßigen Erhöhung der Präsenzziffer auf Kosten der Dauer der Dienstzeit oder mit einer notdürftigen Ausbildung der Ersatzreserve begnügt haben würden, so hätte dies unter Umständen entscheidend wirken können. Es liegt auf der Hand, was eine Reserve von nur 10 bis 15 Divisionen am 10. September 1914 für uns bedeutet haben würde. Unsere letzten Heeresvorlagen vor dem Kriege waren gewiß nützlich, aber sie waren doch nichts Halbes und nichts Ganzes; sie schienen mehr zu sein, als sie in Wirklichkeit waren.

Die allgemeine Wehrpflicht war nachgerade nicht sehr viel mehr als ein Schlagwort. Und als sie im Kriege dann doch noch restlos durchgeführt werden mußte, wurde sie nicht als das empfunden, was sie war, nämlich als die demokratischste Einrichtung, die wir neben dem allgemeinen und gleichen Stimmrecht besaßen, sondern vielmehr als eine drückende Härte.

3. Ausbildung und Bewaffnung

Weiterhin ist die Frage näher zu prüfen, ob *Ausbildung*, *Bewaffnung* und *innerer Wert* der Armee 1914 tatsächlich so stark überlegen waren, daß wir es mit einer zahlenmäßig überlegenen Koalition unbedenklich aufnehmen konnten. Dabei wird man sich auf das Heer beschränken müssen, wie es 1914 war und höchstens gelegentliche Streifblicke auf das Heer werfen, wie es im Laufe des Krieges geworden ist, und auch das nur dann, wenn der Grund für die dort auftretenden Erscheinungen bereits im Frieden gelegt war. Es liegt auf der Hand, daß die Armee, wie natürlich jeder Einsichtige vorhergesehen hat, sich im Kriege nicht zu ihrem Vorteil verändern konnte. Wären es immer dieselben Menschen gewesen, die im Kampfe standen, so hätte man von zunehmender Kriegserfahrung reden können. So aber war der Entwicklungsgang der eines fast andauernd an Güte abnehmenden Ersatzes, während bei den gegen früher so wesentlich verschlechterten Bedingungen des Lebens im Kriege bei den an der Front Zurückbleibenden die Kriegsmüdigkeit in höherem Maße zunehmen mußte, als die Kriegserfahrung. In der Presse haben wir natürlich diese auch vom Gegner bemerkte zunehmende Verschlechterung der Armee geflissentlich in Abrede gezogen. Wir hätten ja unserer Sache andernfalls geradezu geschadet. Überdies war kein Grund vorhanden, brave ordentliche Leute in der Öffentlichkeit herunterzusetzen, die nichts dafür konnten, wenn sie körperlich weniger tüchtig waren oder wenn ihnen die eingehende und sorgsame Friedensschule fehlte.

Bei der Betrachtung des Heeres von 1914 kann es nicht in der Absicht liegen, irgendwie erschöpfend sein zu wollen. Dazu müßte ein dicker Band geschrieben werden, der zudem die Kräfte eines einzelnen übersteigen würde. Es können also nur einige Hauptpunkte herausgeholt und in Umrissen geschildert werden.

Daß unser Friedensheer im großen ganzen vortrefflich war, bedarf eigentlich keines Beweises. Das hat schon im Frieden auch das Ausland, wo es wirklich vorurteilslos urteilte, stets anerkannt.

Den besten Beweis aber hat das Heer selbst in den ersten Monaten des Kriegs geliefert, wo es nahe daran war, den Sieg wirklich zu erkämpfen. Wäre dieses Heer unsterblich gewesen und hätten wir auch weiterhin mit denselben Truppen Krieg führen können, so hätten wir vielleicht trotz allem den ganzen Krieg siegreich beenden können. Es möchte fast scheinen, daß die, welche ihren bewundernswerten Optimismus bis zum Zusammenbruch selbst bewahrt haben und die über diesen hinaus allein in der Revolution die Ursache des militärischen Versagens erblicken zu sollen glauben, beständig übersahen, daß wir längst nicht mehr mit dem Friedensheer von 1914 arbeiteten, sondern mit einer Art von Miliz, mit allen Eigenschaften einer solchen, aber nur ohne ihren Namen. Aber wenn auch das einstige Friedensheer ganz vorzüglich war, so steht deshalb noch lange nicht fest, daß es den Heeren unserer damaligen Gegner in so hohem Grade überlegen war, wie die Mehrzahl von uns ohne weiteres glaubte, ohne sich zu bemühen, diese Annahme ernstlich nachzuprüfen. Man schien bei uns vergessen zu haben, daß die französische Armee stets eine der besten der Welt gewesen ist, wenn auch ihre Neuformationen am Ende des Krieges 1870/71 naturgemäß minderwertig gewesen waren. Auch die Russen waren keineswegs so mittelmäßig, wie viele bei uns gerne glaubten. Die englischen Heereseinrichtungen endlich waren bei uns fast immer nur der Gegenstand wohlfeilen Spotts. Dabei ist aber der englische Berufssoldat, der eigentliche Tommy, von jeher ein vortrefflicher Soldat gewesen. Der englische Offizier aber war im Durchschnitt kriegserfahrener als der deutsche, denn er hatte in der Mehrzahl wirkliche Kriegserfahrung, die die meisten von uns sich erst erwerben mußten.

In den ersten Wochen des Krieges fiel mir der Brief eines französischen Offiziers in die Hände, der einem Freunde seine Eindrücke schildert, die er vom deutschen Heere gewonnen hatte, noch ohne alle Gehässigkeit: Nicht einmal unser Ehrenname „boche" kommt in dem Schreiben vor. Der Offizier berichtet über die für die Seinen so unglücklich verlaufenen Kämpfe von Ende August 1914 und endet: „leur artillerie de campagne est bien inférieure à la nôtre, mais leur artillerie lourde est formidable et leur infanterie est merveilleuse!"

Es ist wohl kaum möglich, in so knappen Worten ein treffenderes Bild zu geben. Noch heute wird man behaupten dürfen, daß die Ausbildung, die wir vor dem Kriege unseren Infanteristen

angedeihen ließen, ebenso wie seine gesamte Erziehung im großen ganzen mustergültig gewesen ist. Was wir an der Ausbildung während des Krieges geändert haben, war nichts anderes als ein Notbehelf, bedingt durch den Rückgang des Ausbildungspersonals und die erhebliche Verkürzung der Ausbildungszeit. Manches, was der Krieg neu gezeitigt hat, war nicht einmal unbestritten gut. So z. B. die vielfach übertriebene Wertschätzung der Handgranate auf Kosten des Gewehrs. Das war kein Fortschritt, sondern nur der Beweis dafür, daß unsere Infanterie in ihrer Beschaffenheit zurückgegangen war, daß das Gesamtniveau unserer Kriegführung mit dem Übergang in den reinen Stellungskrieg nicht unerheblich gesunken war. Die Infanterie wollte und konnte die höher entwickelte Waffe, das Gewehr, nicht mehr mit der alten Meisterschaft handhaben. Sie griff deshalb mit Vorliebe zu der primitiven Waffe der Handgranate, der Waffe des Anarchisten.

Manche tatsächlichen Mängel unserer Ausbildung haben sich im Kriege überraschend schnell verloren und ausgeglichen. Das waren meist Kleinigkeiten. So hatten wir ohne Zweifel im Frieden die hohe Bedeutung einer erhöhten Feuergeschwindigkeit erheblich unterschätzt. Ohne die peinliche Genauigkeit in der schulmäßigen Schießausbildung aufzugeben, würde also beispielsweise hierauf vermehrter Wert zu legen sein. Anderes gehört mehr in das Gebiet der Führung, auf das hier noch nicht näher eingegangen werden soll. Offiziere fremder Armeen haben an uns vor dem Kriege vielfach die mangelhafte Geländebenutzung gerügt. Sie hatten recht. Aber auch das haben wir in der Praxis des Krieges sehr rasch gelernt. In Wirklichkeit handelt es sich ja auch weit weniger um die geschickte Benutzung des Geländes, als um das instinktive vorherige Erkennen feuerarmer Räume. Derartiges läßt sich im Frieden überhaupt nicht völlig erschöpfend lehren und erlernen. Unsere „Afrikaner", die den wahren Krieg, wenn auch nur den Kolonialkrieg in kleinerem Maßstabe unter anderen Bedingungen als den mitteleuropäischen kannten, waren zu Beginn des Krieges in dergleichen Dingen dem Friedensoffizier entschieden überlegen. Manches Vorurteil hat fast jeder von uns gehabt und abgelegt. Wie oft hat man sich gesagt: „Im Frieden hätte man dieses und jenes für ganz unmöglich gehalten, aber es geht!"

Ganz allgemein muß hier bemerkt werden, daß bei unseren maßgebenden Stellen leider im allgemeinen sehr geringe Neigung bestand, auf die Kriegserfahrungen solcher Offiziere einzugehen,

die deutsche Kolonialkriege oder ausländische Kriege mitgemacht hatten. Das bezog sich annähernd auf alle Seiten des Krieges: Bewaffnung, Ausrüstung, Führung. Hierin vor allem wohl ist es zu suchen, daß über die Stärke und Lebensdauer der Verteidigung gerade in den höchsten Stellen der Armee, die der neueren Kriegserfahrung fast völlig entbehrten, so ganz unzutreffende Ansichten herrschten. War es doch sogar während des Krieges außerordentlich schwer für den Frontoffizier, mit seinen unmittelbaren Gefechtserfahrungen höheren Orts durchzudringen. Dort blieb man im allgemeinen viel lieber bei den althergebrachten Ansichten, die man für die richtigen hielt. Nur wenige Frontoffiziere, die irgendwelche näheren Beziehungen zu höheren Stäben hatten, sind dort zu Wort gekommen. Die meisten Berichte, die auf dem Dienstwege liefen, begegneten auf der Reise nach oben zahlreichen vorgefaßten Meinungen, so daß aus der Berichterstattung im Kriege fast noch weniger Nutzen gezogen wurde, als im Frieden. Im Frieden aber hielt man sich im allgemeinen lieber an die militärischen Klassiker der älteren Zeit, als an die Berichterstatter der neueren Kriege, weil eben diese Klassiker ein ähnliches Ansehen genossen, wie in der Wissenschaft während einer Reihe von Jahrhunderten etwa Aristoteles sie genossen hatte.

Ein geradezu typisches Beispiel, das jedermann sofort in die Augen springen muß, bietet unsere Felduniform. Es hat überhaupt schon lange genug gedauert, bis das seit Jahren betonte Bedürfnis der Schutzfärbung überhaupt anerkannt wurde, bis also das Widerstreben gegen die angeblich „so unmilitärische" Feldmuniform aufgegeben wurde. Aber trotz aller Warnungen und wiederholten Berichte aller „Afrikaner" und sonstigen Teilnehmer an neuzeitlichen Kriegen wurde, wiederum aus ästhetisch-militärisch-traditionellen Rücksichten, der Grundsatz nur halb durchgeführt. So behielten die Offiziere ihre weithin sichtbaren Abzeichen auch auf der Feldmuniform bei: die glänzenden Achselstücke, für die längst matte vorgeschlagen waren, die breite silberne Feldbinde, die so weithin auffiel, für die längst Lederriemen beantragt worden waren. Dahin gehört ferner die zollbreite farbige Ordensbandschnalle, die es in anderen Armeen längst nicht mehr gab, ganz besonders aber die Adjutantenschärpe, die ja im Frieden ein gerne getragenes Abzeichen des Trägers war, im Kriege aber alles andere. Auch die völlige Unzweckmäßigkeit eines langen Degens ist in früheren Jahren schon längst zur Sprache gebracht worden. Diese Dinge sind zwar im Kriege ziemlich rasch

verschwunden, aber meist durch Selbsthilfe. Die offiziellen Verfügungen kamen erst lange hinterher. Fraglos haben wir einen Teil unserer hohen Verluste an Offizieren zu Beginn des Krieges neben anderem auch dem Umstand zuzuschreiben, daß sich die Kleidung der Offiziere von der der Mannschaften auch auf sehr weite Entfernung viel zu stark unterschied. Ein Fehler, den die englische Armee schon längst abgelegt hatte, der aber bei uns im Stellungskrieg, wo auf die Schutzfärbung nicht mehr der hohe Wert gelegt wurde, immer wieder hervortrat.

Hinsichtlich der Fliegerdeckung hatten wir so gut wie nichts gelernt. Auch im Kriege hinkten wir hierin unseren Gegnern immer bedenklich nach. Die „camouflage" haben wir so eigentlich erst von den Engländern erlernt, nachdem wir durch Schaden klug geworden waren. Alles dies hängt damit zusammen, daß wir aus übertriebenem Pflichtgefühl ein so hohes Maß von Autoritätenglauben hatten, daß wir an der unbedingten Richtigkeit von gegebenen Vorschriften und Verfügungen fast niemals zu zweifeln wagten. Und wo ein leiser Zweifel aufstieg, da erstarb er sehr bald wieder unter der Überlegung, daß der Übelstand eben „in Kauf genommen werden müßte", eine Redensart, mit der wir später im Kriege über schlechte Verpflegung, schlechte Ausrüstung, mangelnde Munition, ungenügende Befestigungsanlagen, unzureichende Deckungen und sonstiges Unerfreuliche regelmäßig von den vorgesetzten Behörden getröstet wurden.

Abgesehen von Kleinigkeiten, die im Kriege sehr rasch abgestreift wurden, war unsere Infanterie von 1914, wie der französische Offizier schreibt, tatsächlich wunderbar. Auch die zu Fuß kämpfende Kavallerie stand wenig hinter ihr zurück, obwohl vor dem Kriege die Bedeutung der Ausbildung der Kavallerie im Feuergefecht noch keineswegs von allen Kavallerieführern in vollem Umfang gewürdigt worden war. Gerade die sogenannten „guten Kavalleristen" hegten immer noch gänzlich unzeitgemäße und überspannte Erwartungen von der Bedeutung der Gefechtstätigkeit zu Pferde. Und der Versuch, eine solche zu erzwingen, hat mehrfach zu ruhmvollen Todesritten, dabei aber zu Verlusten geführt, die zu dem erzielten Erfolg, falls auch nicht sogar dieser ausblieb, in gar keinem Verhältnis standen. Die hier begangenen Fehler fallen übrigens mehr der Führung zur Last. Aber auch die Ausbildung war insofern beteiligt, als sie zu einseitig den Schwerpunkt auf die Gefechtstätigkeit zu Pferde legte. Diese schon seit Jahren rückständige Auffassung ist, so wie nun einmal die gesamten Dinge bei uns

lagen, fast immer vergeblich bekämpft worden, wenn auch Fortschritte in den allerletzten Jahren vor dem Kriege zu bemerken waren. Wer in dieser Richtung auftrat, bekam in der Regel zu hören: Um Gottes Willen! Sie wollen ja die Kavallerie zu einer berittenen Infanterie degradieren! Und dann wurde meist zum soundsovieltenmal die Geschichte der Brigade Bredow am 16. August 1870 erzählt, die einen wesentlichen Einfluß auf den falschen Entschluß Bazaines ausgeübt haben sollte.

Im Laufe des Krieges verfiel man allerdings aus der früheren übertriebenen Wertschätzung der Kavallerie in das völlige Gegenteil. Man beseitigte die Kavallerie so gründlich, daß bei der Offensive des Frühjahrs 1918 ein ganz ausgesprochener Mangel an Divisionskavallerie fühlbar wurde, nicht nur an Zahl, sondern auch an Beschaffenheit. Über das Ende der alten Reiterei und ihre etwaigen Zukunftsaussichten müßte ein eigenes Buch geschrieben werden. Für den jetzigen Zweck genügt der Hinweis, daß wir zweifellos an maßgebender Stelle die Rolle der Kavallerie im Kriege nach veralteten Gesichtspunkten beurteilt haben, und daß vor allem die Verwendungsmöglichkeit großer Kavalleriemassen zur Aufklärung, zur Verschleierung und namentlich zum Eingreifen in die Schlacht nicht richtig bewertet worden ist. Daß bei der Flügelverlängerung nach Norden im September 1914 die Heereskavallerie unschätzbare Dienste geleistet hat, soll damit nicht in Abrede gezogen werden. Sie hat aber diese Aufgabe in ganz anderer Weise gelöst, als die Mehrzahl der älteren Kavalleristen vor dem Kriege und auch noch im Kriege selbst geglaubt hatten.

Zwar waren die so schön anzusehenden Reitübungen großer Kavalleriekörper, die der Wirkung der heutigen Feuerwaffen nur in sehr unvollkommener Weise Rechnung getragen hatten, zugunsten des Fußgefechts größerer Kavallerieabteilungen allmählich etwas in den Hintergrund gedrängt worden. Aber es war doch nicht gar so lange her, daß ein hoher Kavalleriegeneral den erzürnten Ausspruch getan hatte: „Bei den größeren Kavallerieübungen verbitte ich mir solche Scherze, wie Fußgefecht.“ Daher darf es nicht wundernehmen, wenn diese jahrelang eingehämmerten Grundsätze, die zudem mit der ganzen Überlieferung der Waffe im Einklang standen, aus dem Gedankengang vieler älterer Herren nicht schwinden wollten, so daß diese im Kriege trotz völlig ungeklärter Lage, trotz Maschinengewehrfeuers, trotz zahlreicher Stacheldrahtzäune bei jeder Gelegenheit fast automatisch riefen: Attackieren, attackieren!

Deshalb war auch die kurz vor dem Kriege angeordnete Vermehrung der Kavallerie, wie übrigens viele Kavalleristen ohne weiteres selbst zugegeben haben, unzeitgemäß. Jedenfalls gab es zeitgemäßere und wichtigere Bedürfnisse des Heeres. Dahingehende Forderungen sind auch vor dem Kriege vielfach erhoben worden. Es sei hier nur erinnert an eine wirklich ausgiebige Vermehrung der Maschinengewehre, an die wir erst im Kriege selbst gingen. Die hohe Bedeutung der Maschinengewehre ist aber von allen denen, die an fremden Kriegen teilgenommen hatten, immer wieder betont worden. Dagegen herrschte bei uns eine ganz auffällige Geringschätzung der Maschinengewehre, die nicht bloß mit der Scheu vor dem Kostenpunkt zu erklären, sondern offenbar in der weitgehenden Abneigung gegen alles Technische begründet ist. Ebendahin gehört die Vermehrung der Nachrichtentruppen, die Zuteilung von Maschinengewehren auch an die Kavallerieregimenter, die Ausrüstung der Bedienungsmannschaften der Feldartillerie mit einer brauchbaren Handfeuerwaffe, alles Dinge, die keineswegs erst während des Krieges zur Sprache kamen.

Daß unsere Feldartillerie trotz allen Diensteifers nicht völlig auf der Höhe war, bestreitet in Übereinstimmung mit dem erwähnten französischen Offizier heute wohl niemand mehr. Die Artillerie hat vielfach im Kriege überhaupt erst erfahren, was sie eigentlich hätte längst gelernt haben müssen. Das lag wohl daran, daß sie fast noch mehr als die Kavallerie, bei der es entschuldbarer war, das Reiten und das Fahren für wichtiger hielt als das Schießen.

Damit kommen wir auf eine ganz allgemeine Erscheinung in der Armee. In den letzten Jahren vor dem Kriege ist dort die Bedeutung des Sports immer mehr betont worden. Die große Mehrzahl der Offiziere erblickte in dieser Richtung einen ganz gewaltigen Fortschritt und war stolz darauf. Die bekannten Schlagworte, die ja ohne Zweifel für die lange Zeit zu einseitig an das Zimmer gebundene Schule von der größten Bedeutung waren, von der körperlichen Ertüchtigung, vom gesunden Geist im gesunden Körper, von dem ermüdenden Einerlei wurden laut. Zweifellos hatte ein mit Maß betriebener Sport auch im militärischen Leben sein Gutes, obwohl beim Lichte betrachtet der Beruf des Soldaten und des Frontoffiziers schon bisher dienstlich durchaus die nötige Körperbewegung mit sich brachte. Der Bureauoffizier aber, dem der Sport am förderlichsten gewesen wäre, konnte der Natur der Sache nach nur in den seltensten Fällen irgendwelchen Sport in wirklich nennens-

wertem Umfang betreiben. Denn dazu fehlte ihm einfach die Zeit. Übrigens ist noch lange nicht erwiesen, ob das Heer, seitdem in weiterem Umfang Turnspiele eingeführt wurden, wirklich so sehr viel besser geworden ist, als es in den alten Zeiten war, wo man solches noch nicht kannte. Wenn so viel Zeit übrig war, die nicht für den eigentlichen militärischen Dienst benötigt wurde, dann tat man besser daran, die Dienstzeit entsprechend zu kürzen.

Wenn trotzdem fast jedermann vor dem Kriege von den Turnspielen schwärmte, so beweist dies recht wenig. Denn die meisten pflegten bekanntlich das zu loben, was neu von oben befohlen wurde. Waren von einer höheren Behörde Berichte darüber eingefordert, ob eine angeordnete Neuerung sich bewährt habe, so antworteten die meisten Behörden von vornherein bejahend. Gewöhnlich wurde versichert, es habe ja doch keinen praktischen Zweck, etwas anderes zu melden. Denn wo eine niedere Behörde einmal anderer Ansicht war und diese aussprach, fehlte es selten an einer ängstlichen Zwischenbehörde, die solche Äußerungen bestritt oder doch wieder abschwächte.

Gegen eine allgemeine „Parole" haben stets nur wenige Front zu machen gewagt. So war es auch mit dem in der letzten Zeit vor dem Kriege zweifellos übertriebenen Sport im allgemeinen, mit dem Reitsport im besonderen. Der Rennsport allerdings stand in der letzten Zeit nicht mehr an der ersten Stelle. Das lag wohl in der Hauptsache an den immer mehr gesteigerten Anforderungen, die er an den Geldbeutel stellte. Ohne namhafte Geldmittel konnten sich auf dem Gebiete des Rennsports nur die Sterne erster Größe emporarbeiten; die breite Allgemeinheit der berittenen Offiziere mußte beiseite bleiben. Das ist eigentlich zu bedauern. Denn wenn auch zuzugeben ist, daß der Rennsport die Quelle mancher Ausschreitungen und Auswüchse darstellte, so wirkte er doch weit mehr als alle anderen sportlichen Betätigungen in hohem Maße erziehlich gerade für den Krieg. Das lag daran, daß das Reiten über schwere Hindernisse automatisch zur Verachtung persönlicher Gefahr erzieht und daß das Rennen als ein Kampf unter Gefahren mit dem festen Willen zum Siege unbedingt eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Kriege hat. Jedenfalls bildete es, was Stählung des Charakters und des Willens anlangt, eine wertvolle Schulung für den Krieg. Soweit dies verfolgt werden konnte, haben sich gerade die einstigen Rennreiter im Kriege besonders bewährt.

Dem Rennbetrieb am nächsten kamen die Springkonkur-

renzen, obwohl hierbei schon mehr das ästhetische Moment und der Einfluß des Preisrichters in die Erscheinung traten. Der Sieg war nicht mehr so ausgesprochen und so ausschließlich eine persönliche Willensleistung des Teilnehmers. Noch viel weniger war dies bei den Dressurprüfungen der Fall, bei denen das persönliche Urteil, mitunter wohl auch Vorurteil des Preisrichters erheblich überwog, während das charakterfördernde Moment der Gefahr vollends ganz in Wegfall kam. Das Aufkommen der Dressurkonkurrenzen, noch mehr natürlich die Qualitätsprüfungen als gleichberechtigte, wenn nicht sogar von manchen noch höher bewertete Sportbetätigungen gegenüber dem Rennbetriebe war ein Zeichen fortschreitender Materialisierung und einer gewissen Verweichlichung unserer gesamten Lebensanschauungen. Vielleicht schon ein Überwiegen des Kapitalismus über den Militarismus, wenn die beliebten Schlagworte gebraucht werden dürfen. Zweifellos bestand in den letzten Jahren vor dem Kriege die Gefahr, daß das Reiten, das für den Soldaten ursprünglich nur ein Mittel zum Zweck sein sollte, namentlich das Bahnreiten, immer mehr Selbstzweck zu werden begann. So ist auch damals unter zuweilen nicht ganz erfreulichen Nebenerscheinungen eine agitatorische Werbung für die Olympiade weit über die Offizierskreise hinaus ins Werk gesetzt worden, die nicht so ganz ohne Rückwirkung auf den Dienst blieb. Wenige nur erhoben damals warnend die Stimme: Für Deutschland komme es viel weniger darauf an, die nächste Olympiade zu gewinnen, als den nächsten Krieg. Die große Mehrzahl war fast ausschließlich von dem Gedanken beherrscht, vor der Welt zu glänzen, mehr als in stiller Friedensarbeit sich eine unbedingte Überlegenheit für einen künftigen Zusammenstoß zu erarbeiten. So lobenswert und so bewunderungswürdig auch hervorragende Leistungen in der Reitkunst und in der Dressur des Pferdes sind, so kommt doch die Armee mit einem Durchschnittsmaß davon aus, und unmittelbaren Nutzen für den Krieg selbst hat diese Kunst weniger. Die Armee aber soll in erster Linie eine Schule des Krieges sein und nicht ein Zirkus. Wer dies je vor dem Kriege nicht geglaubt hat, der mußte während des Krieges mit schmerzlichem Bedauern sehen und erfahren, mit wie wenig Reitkunst und Dressur die heutigen Kriege durchgekämpft werden.

In der übertriebenen Bewertung des Reitens lag wohl der Hauptgrund des so sehr bedauerlichen Gegensatzes zwischen Feldartillerie und Fußartillerie. Er hatte unmittelbar

nach 1870/71 schärfer eingesetzt und war nicht etwa eine Kriegserfahrung von damals, sondern wohl mehr die Folge davon, daß ein Kavallerist, General v. Podbielski, Generalinspekteur der Artillerie geworden und bestrebt war, der Feldartillerie alle Exerzierkünste der Kavallerie zu lehren. Das Schießen wurde so nach und nach immer mehr zu einer beinahe unerwünschten Verpflichtung. Die Feldartillerie lehnte sich bewußt dagegen auf, als „savante" Waffe angesehen zu werden. Solange sie in diesem Rufe stand, galt sie der Mehrzahl der Infanteristen und Kavalleristen nicht als ganz vollwertige Truppe, sondern mehr als eine Zunft. Daher sahen es viele als einen Vorteil an, als die Anforderungen an die wissenschaftliche Vorbildung der Feldartillerieoffiziere eingeschränkt wurden. Man darf füglich fragen, ob es nicht vielmehr ein erheblicher Rückschritt gewesen ist.

Auch die Unterstellung der Feldartillerie unter die Divisionen hat wenig Nutzen gebracht. Denn es blieb in der Hauptsache beim alten, nämlich, daß die verschiedenen Waffengattungen trotzdem ein Sonderdasein führten. Immerhin wurde so den Artilleristen der Zugang zur Stellung des Divisionskommandeurs eröffnet und in mancher Hinsicht der Einseitigkeit aller Waffen entgegengearbeitet. Aber waffentechnisch ist dadurch die Feldartillerie ohne Zweifel dem Stillstand und damit dem Rückschritt ausgeliefert worden. Denn der Artillerist, der in die Stelle eines Divisionskommandeurs gelangte, bemühte sich sehr oft, möglichst rasch seine Herkunft aus der Artillerie zu vergessen. Durch die Unterstellung der Feldartillerie unter die Divisionen, während die Fußartillerie ihr Sonderdasein weiterführte, wurde der Gegensatz zwischen beiden Artillerien immer schärfer, zumal er sich auch auf das gesellschaftliche Gebiet erstreckte. Das war für die Armee ungemein schädlich, denn militärisch-sachlich ließ sich ein solcher Gegensatz in gar keiner Weise rechtfertigen, vor allem seitdem die schweren Kaliber Eingang in den Feldkrieg gefunden hatten. Ein Gedanke, der bezeichnenderweise weniger von artilleristischer Seite, als von dem Kavalleristen Feldmarschall Graf Schlieffen verfochten worden ist. Man hätte glauben sollen, daß beide Arten von Artillerie, die doch augenscheinlich stets auf gegenseitige Ergänzung angewiesen sind, wenn sie nicht, was das vernünftigste gewesen wäre, eine einheitliche Waffe bildeten, doch wenigstens einträchtig zusammengearbeitet hätten. Aber ganz das Gegenteil war der Fall. Wie im politischen Leben häufig die sich im Grunde näherstehenden Parteien sich heftiger befehden, als die

wirklichen Gegner, so war die Kluft zwischen leichter und schwerer Artillerie vor dem Kriege tiefer, als die gegen die anderen Waffen. Es bedurfte des schwersten aller Kriege, um in ihm endlich die verschiedenen Kaliber eines und desselben Kampfmittels unter einheitliche Leitung zu bringen. Dieser Umstand allein dürfte schon zeigen, daß wir in artilleristischer Hinsicht schwerlich an der Spitze von Europa gestanden haben können. Und dieser Dualismus hat fraglos zu Beginn des Krieges dazu beigetragen, daß unsere Überlegenheit in der Bewaffnung, die auf der schweren Feldhaubitze beruhte, durch die Zersplitterung der Führung teilweise lahmgelegt wurde. Scheuten sich doch sogar gegen Ende des Krieges ältere und sonst tüchtige Feldartillerieoffiziere in keiner Weise, Unkenntnis in Angelegenheiten der schweren Artillerie offen einzugestehen und dachten gar nicht daran, ihr abzuhelfen.

Es wird auch nicht in Abrede gezogen werden können, daß die Anregungen zur Vervollkommnung der Artillerie zum größeren Teile von der Fußartillerie ausgegangen sind. Bei ihr fand sich im allgemeinen mehr Vorliebe für Technik und Wissenschaft vor als bei der Feldartillerie, die sich beispielsweise nur mit einigem Widerstreben seinerzeit zum Schießen aus verdeckter Stellung bequemt hatte. Noch zu Beginn des Krieges gedachte die Feldartillerie den Artilleriekampf im wesentlichen auf eine Entfernung von drei bis vier Kilometern mit alleiniger Erdbeobachtung ausfechten zu können. Sehr häufig wurden wir von französischen Batterien beschossen, die gar nicht gefunden werden konnten, und auch wenn dies geglückt war, so standen sie oft zu weit ab, um wirksam bekämpft zu werden. Luftbeobachtung kannten wir vor dem Kriege erst in den Anfangsgründen.

Vom gesamten Fliegerwesen überhaupt hielten die älteren Offiziere recht wenig und waren im Kriege von den Leistungen der Flieger vollkommen überrascht. In fast allen technischen Angelegenheiten der Artillerie waren wir fraglos rückständig. Es sei nur an die Licht- und Schallmeßtrupps, sowie an gewisse Schießverfahren erinnert, die erst während des Krieges in Aufnahme kamen, aber auch da noch bei älteren Herren auf ein fast unüberwindliches Mißtrauen stießen. Eine Anekdote lief um, deren Richtigkeit allerdings nicht bezeugt werden kann, die aber jedenfalls gut erfunden wäre. Als wir einem bulgarischen Offizier einen Schallmeßtrupp als etwas ganz Neues vorführen wollten, erklärte dieser, die Einrichtung sei sehr gut, aber er habe sie bereits mehrere Jahre vor

dem Kriege bei den Franzosen gesehen. Man konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, daß wir in fast allen solchen Dingen unseren Feinden gegenüber im Rückstand gewesen waren und nur mit Mühe gelegentlich deren Vorsprung während des Krieges selbst einholen konnten. Der Grund lag wohl daran, daß an den leitenden Stellen fast ausschließlich ältere Offiziere maßgebend waren, und daß diese in der Mehrzahl eine unüberwindliche Abneigung gegen alles Technische hegten.

Die berühmte „dicke Berta" und das Hundertkilometergeschütz können nicht als Beweis des Gegenteils gelten. Denn hierbei kamen die Techniker restlos zum Wort, weil es sich um Sondergeschütze handelte. Überdies hat weder das eine noch das andere Geschütz irgendwie entscheidende Wirkung gehabt. Der gewaltige Mörser hat allerdings zu Beginn des Krieges unschätzbare Dienste geleistet. Als es aber an geeigneten Zielen zu fehlen begann, da verlor die außerdem etwas rasch verblühende Berta sehr bald ihren Wert. Dem Hundertkilometergeschütz ist eine kriegsentscheidende Wirkung überhaupt nie zugekommen. Seine Einwirkung auf die Kriegführung war genau dieselbe wie die der Fliegerangriffe gegen offene Städte. Derartige Kriegsmittel, die nicht die feindliche Kampfkraft vernichten, sondern nur die feindliche bürgerliche Bevölkerung schädigen, vermehren nicht die Kriegsmüdigkeit des davon Betroffenen, sondern steigern weit mehr seine Erbitterung.

Ob, abgesehen davon, daß wir zu Beginn des Krieges eine gewisse Überlegenheit an schwerer Artillerie besaßen, ein objektiver Vergleich zwischen dem Artilleriematerial unserer Gegner und dem unsrigen wirklich zu unseren Gunsten ausgefallen wäre, darüber kann der Schreiber dieses aus Mangel an Fachkenntnis nicht urteilen. Unsere Waffenbehörden werden natürlich geneigt sein, diese Frage zu bejahen, weil eben jedermann die eigenen Geisteskinder für viel besser hält als fremde. Immerhin darf daran erinnert werden, daß vor vielen Jahren, als in Frankreich schon ausgiebig mit Rohrrücklauf, Schutzschilden und neuzeitlichen Richtvorrichtungen gearbeitet wurde, unsere Artillerieprüfungskommission die erste leichte Feldhaubitze herausbrachte, die zwar eine bemerkenswert gute ballistische Leistung aufwies, aber strenggenommen schon veraltet war, ehe sie an die Truppe ausgegeben war. Denn sie besaß keine der erwähnten Neuerungen. Die Schutzschilde wurden für überflüssig, die anderen Dinge für allzu verwickelt und deshalb nicht für kriegsbrauchbar gehalten. Das Zauberwort „kriegsunbrauchbar" stellte sich regel-

mäßig da ein, wo ein technischer Fortschritt, der mitunter noch einige Kinderkrankheiten aufwies, auf ein eingewurzeltes Vorurteil stieß. Man könnte fast sagen, daß bei uns der Erfindungsgeist auf militärischem Gebiete verstaatlicht war. Die Gefahren weitgehender Verstaatlichung zeigen sich ganz besonders auch hier, wo allein schon der Einfluß der staatlichen Prüfungskommissionen bis zu einem gewissen Grade fortschritthemmend wirkte.

Auf dem Gebiete der Infanteriebewaffnung mag hierbei daran erinnert werden, wie auffallend lange man sich bei uns gegen die Einführung des Mehrladers gesträubt hat. Die Folge war, daß ein äußerst fragwürdiges Gewehr, nämlich Modell 71/84, in völlig überstürzter Weise eingeführt werden mußte. Auch manche anderen Schöpfungen der Gewehrprüfungskommission, wie z. B. der ganz verfehlte Laufmantel der Waffen 88, sind kein Ruhmesblatt unserer offiziellen Technik. Man hat sich oft mit Recht gefragt, ob die genannten technischen Kommissionen tatsächlich glücklich zusammengesetzt waren. Vielfach befanden sich dort Herren, die für Technisches weder Verständnis, noch auch tiefere Neigung besaßen, sondern aus irgendwelchen anderen Gründen in die Kommissionen verschlagen worden waren. Ausgehend von dem merkwürdigen Glauben, dem man auch zu Beginn des Krieges und später vielfach begegnen konnte: der deutsche Offizier sei für alle Stellen geeignet, auch wenn er kein besonderes Sachverständnis und keine entsprechende Fachausbildung besäße. Eine solche Selbstüberhebung war ziemlich weit verbreitet.

Sie erklärt auch die Erscheinung, warum viele ältere Offiziere ganz erstaunt darüber waren, wenn Reserveoffiziere, denen man kein „militärisches Verständnis" zugetraut hatte, nach kürzester Einarbeitung auch in rein militärischen Dingen Vortreffliches leisteten und vielfach neue Gedanken zutage förderten. Alles in allem ist die, wenn man so sagen darf, „Zivilintelligenz" vor dem Kriege für militärische Zwecke viel zu wenig ausgenutzt worden. Unsere Gegner haben das wohl von vornherein besser verstanden, jedenfalls aber haben die Engländer bei der Neuschöpfung ihrer Armee davon ausgiebigst Gebrauch gemacht. Hierin liegt eine ernste Mahnung für die Zukunft. Vorläufig sieht es nämlich aus, als ob im künftigen Volksstaat die Verhältnisse in dieser Beziehung nicht besser, sondern vielmehr weit schlechter werden sollten, als im alten Staate. Denn da, wo nicht einfach die alten Beamten weiter arbeiten, macht sich vielfach der allerübelste Dilettantismus bemerkbar. Bis zur Er-

schlaffung wird mit dem Schlagwort „Freie Bahn dem Tüchtigen" gearbeitet. Es klingt ja auch ganz schön, daß alle öffentlichen Ämter jedem Staatsbürger ohne Unterschied zugänglich sein sollen und daß nur die Tüchtigkeit und Würdigkeit entscheiden soll. Aber im Musterländchen Baden ist diese Bestimmung im § 11 des Verfassungsentwurfs bereits durch den Zusatz ergänzt worden: „ohne Rücksicht auf examensmäßige Vorbildung, Lebens- und Dienstalter". Nun ist ja kein Zweifel, daß Lebens- und Dienstalter bisher eine viel zu große Rolle, mitunter sogar eine verhängnisvolle, gespielt haben. Auch ist das Examen nicht immer eine völlig einwandfreie Art der Beurteilung. Aber was soll denn jetzt an die Stelle davon treten? Offenbar die Beurteilung durch die maßgebenden Parteimänner. Wohin das führen würde, ist klar. An Stelle von Sachkenntnis und Diensterfahrung werden dann in noch viel weiterem Umfang, als dem alten System zur Last gelegt werden kann, die „Beziehungen" treten und all das Unwesen, das zu solchen verhilft und sie erhält. Denn die Vorrechte „der sogenannten Bildung", also in Wahrheit des durch fleißige Arbeit erworbenen Wissens und Könnens, sollen ja im künftigen Volksstaate zugunsten der überschwänglich verherrlichten Halbbildung verschwinden. Wohin wir dann in sämtlichen Zweigen der Staatsverwaltung und des Wirtschaftslebens kommen werden, liegt auf der Hand. Dann dürfte es fast vorzuziehen sein, schon jetzt unter einer Anarchistenbombe zu fallen, als das verheißene goldene Zeitalter zu erleben.

4. Truppenübungen, Manneszucht

Der unserer Artillerie wiederholt mit Recht gemachte Vorwurf, sie habe vor dem Kriege das Zusammenarbeiten mit der Infanterie nicht verstanden, trifft viel weniger die Waffe selbst, als ihre vorgesetzten Behörden, die ihr dazu nicht die nötige Gelegenheit verschafft haben. Im Gegensatz zu Frankreich haben wir leider die hohe Bedeutung des Zusammenwirkens und gegenseitigen verständnisvollen Indiehandarbeitens beider Waffen nicht genügend gewürdigt und daher auch nicht nachdrücklich genug gefördert, namentlich nicht anfangend schon von den kleinen Verbänden an. An und für sich wäre ja nichts leichter als dieses gewesen. Aber wir werden fast keiner Waffe den Vorwurf ersparen können, daß sie viel zu einseitig sich fast ausschließlich nur um den Dienst der eigenen Waffe bekümmert hat. Das ging bis sehr weit herauf in die

höheren Dienstgrade. Es gab im Frieden manchen General, der seinem Titel insofern wenig Ehre machte, als er über die Spezialkenntnis der eigenen Waffe nur sehr wenig hinausgelangt war, auch dann, als er Truppen verschiedener Waffen unter seinem Befehl hatte. Auch hier zeigte sich wiederum die weitverbreitete Abneigung gegen alles Technische. Der nicht aus der Artillerie oder den Pionieren hervorgegangene General hatte nur in den seltensten Fällen viel Interesse für diese Waffen. Er konnte ihnen meist nur in der Beziehung etwas bieten, daß er sie aus ihrer Facheinseitigkeit ein wenig aufrüttelte. Aus diesem Grunde kann es zuweilen von einigem Nutzen sein, wenn an die Spitze der höchsten Waffenbehörden mitunter Offiziere gestellt werden, die nicht aus der Waffe selbst hervorgegangen sind, vorausgesetzt natürlich, daß ihre allgemeine militärische Bildung ausreicht.

Ein Fehler, den wir wohl bei allen unseren Übungen gemacht haben, war der, daß wir, ausgehend davon, daß der Zukunftskrieg mit ungeheuren Massen geführt würde, immer dazu neigten, die einzelnen Waffengattungen selbst in zu großen geschlossenen Verbänden auftreten zu lassen. Wir glaubten, das Zusammenarbeiten der verschiedenen Waffen im Ernstfall ausreichend durch die Befehlsgebung der höheren und höchsten Behörden gewährleisten zu können. Das war ein Mangel an wirklicher Kriegserfahrung. Dieser Mangel wird sich vielleicht auch später wieder einstellen, wenn künftige Geschlechter den Krieg wieder ausschließlich aus den Kriegsakten kennen werden. In diesen stellt sich ja bekanntlich vieles, was nur Tätigkeit der Unterführer war, und so, wie der Krieg einmal ist, auch gar nichts anderes sein konnte, als reine Folge der höheren Befehle dar, die vielleicht dasselbe wollten, aber vielfach noch gar nicht in die Erscheinung getreten waren.

Auf einer solchen unzutreffenden Beurteilung beruhte der große Wert, den wir auf die für alle Waffengattungen getrennten Brigadeübungen (Brigadeexerzieren) legten, bei denen die anderen Waffen nur sparsam zugeteilt, vielfach bloß durch Flaggen dargestellt waren. In den letzten Jahren vor dem Kriege war man allerdings vielfach bestrebt, diesen Übelstand zu beseitigen, wie denn auch eingesehen worden ist, daß dem Offizier jeder Waffe eine viel eingehendere Kenntnis der anderen Waffen vonnöten ist. Man hat dem durch gegenseitige Kommandierungen zu anderen Waffen abzuhelfen versucht, traf aber dabei noch auf manchen Widerstand und manches Vorurteil. Erst im Kriege ist dieses völlig überwunden

worden, allerdings mehr der Not gehorchend, als infolge planmäßiger Absicht. Mehrere Jahre vor dem Kriege stieß wenigstens der Gedanke, die verhältnismäßig zu reichlich vorhandenen Offiziere des Beurlaubtenstandes der Kavallerie im Mobilmachungsfall in Reserve- und Landwehrformationen der Infanterie zu verwenden, auf Widerstand. Nur für Adjutantenstellen war es damals schon zulässig. Im Kriege haben wir völlig umgelernt.

Die Neigung, in möglichst großen Verbänden zu üben, war nahe daran, kurz vor dem Kriege dazu zu führen, die sogenannten Brigademanöver abzuschaffen, in denen bekanntlich auf jeder Seite drei Bataillone, drei Batterien und etwas Kavallerie, vielleicht auch Pioniere auftraten. Die Sachverständigen wollten aus der Kriegsgeschichte bewiesen haben, selbständige Gefechte so kleiner Einheiten, ja auch solche von gemischten Brigaden könne es im Ernstfalle gar nicht geben. Das war nun insofern richtig, als wohl in seltenen Fällen so schwache Abteilungen auf viele Meilen von anderen getrennt selbständig auftreten werden. Ganz dasselbe hätte sich übrigens auch von Divisionen, von Armeekorps, ja sogar von Armeen behaupten lassen, wenigstens, was einen normalen mitteleuropäischen Kriegsschauplatz anlangt. Nur wenige haben sich darüber Gedanken gemacht, daß die deutschen Heere den gesamten Raum zwischen dem Meere und der Schweizer Grenze ausfüllen würden. Und doch war dies eine Erwägung, die nicht geradezu allzufern lag. Der russische Staatsrat Bloch hatte sie auch tatsächlich angestellt.

Wer die Manöver in kleinen Verbänden bekämpfte, der übersah, daß auch die größte Massenschlacht der Neuzeit nichts anderes ist, als ein Nebeneinander von Einzelgefechten zahlreicher kleiner Verbände, und daß die einheitliche Leitung eines solchen Kampfes nicht viel weiter geht, als daß das erste Ansetzen am Morgen befohlen wird, mitunter sogar nicht einmal dieses. Innerhalb dieser kleinen Verbände kommt es aber sehr wesentlich auf das enge Zusammenarbeiten von Infanterie und Artillerie an. Und zwar in so hohem Maße, daß wir vielfach mit Vorteil sogar den Infanterieregimentern mehrere Batterien unterstellt haben, weil nicht einmal die gemeinsame Leitung des Infanteriebrigadekommandeurs, geschweige denn die des Divisionskommandeurs ausreichend gewesen wäre, um das Zusammenwirken der beiden Waffen genügend zu gewährleisten. Es handelt sich also schließlich doch um Einzelgefechte gemischter Brigaden, ja vielfach einzelner Regimenter. Ganz allein hierin schon zeigt sich die Daseinsberechtigung der Manöver in kleinen Verbänden.

Es kommt aber hinzu, daß die Truppe, und für diese halten wir doch in erster Linie Manöver ab, in kleinen Verbänden sehr viel mehr lernt als in großen. Nur in kleinen Verbänden haben die Führer und die leitenden Vorgesetzten bei genügendem Überblick über alle Beteiligten auch noch ausreichenden Einblick in alle Einzelheiten der Ausführung. Bei den Manövern in sehr großen Verbänden beruht alles auf der Berichterstattung von Gehilfen. Die großen Manöver sind viel mehr nur eine Übung der Führer, als eine der Truppe. Diese kommt dabei sogar vielfach nur „aus der Form" und macht in den meisten Fällen mehr eine Marschübung, als eine Gefechtsübung. Vor dem Kriege aber war die Neigung für Übungen in großen Verbänden in stetem Zunehmen begriffen. Vielleicht lag darin ein gelinder Zweifel, ob unsere höheren Führer wirklich ihr Handwerk beherrschten; es sollte ihnen durch vermehrte Übung nachgeholfen werden. Wobei zu bemerken ist, daß der höhere Führer das, was für ihn in Betracht kam, fast ebensogut durch Planaufgaben auf dem Papier einüben konnte. Dies um so mehr, als es sich bei den großen Manövern doch in der Hauptsache nicht um schwerwiegende Entschlüsse handelte, sondern um Befehlstechnik, die fast ausschließlich in den Händen der Stäbe lag. Es ist sehr fraglich, ob die hohen Kosten unserer großen Manöver im Verhältnis zu ihrem tatsächlichen Nutzen gerechtfertigt waren. Auf der anderen Seite aber sind die Offiziere im Frieden sehr spät an die Reihe gelangt, im Manöver als Führer einer Partei aufzutreten. Eine große Zahl unserer Divisionskommandeure im Kriege hatte im Frieden kaum ein paarmal Gelegenheit gehabt, an die Spitze eines kleinen Manöverdetachements zu treten. Die große Mehrzahl der Infanteriebrigadekommandeure des Krieges hatte vorher im Manöver wohl überhaupt nie eine Partei geführt, sondern war nur als Unterführer tätig gewesen. Hätten wir die Brigademanöver abgeschafft, so wären die Verhältnisse noch viel ungünstiger geworden.

In einem entsprechend verringerten Heere oder in einer Miliz werden diese Gesichtspunkte eine noch wichtigere Rolle spielen. Das Auge wird mehr auf das Kleine als auf das Große zu richten sein, wenigstens was die praktische Truppenausbildung angeht.

In der Einzelausbildung der Mannschaften wird im großen ganzen das beizubehalten sein, was wir von der Friedensausbildung auch während des Kriegs beibehalten haben. Das bedeutet schon eine sehr weitgehende Vereinfachung. Wenn also jetzt von der Revolution vielfach Sturm gelaufen wird gegen die „gänzlich veraltete" Aus-

bildung des alten Systems, gegen den langsamen Schritt usw., so ist das ein Kampf gegen Windmühlen. Wenn auch das Parademäßige in der alten Friedensausbildung gewiß nicht nur Selbstzweck war, sondern wie aller Drill einen erzieherischen und deshalb auch für den Krieg nützlichen Wert besaß, so wird es jetzt doch mit aller Bestimmtheit abzulehnen sein, weil der Wert für den Krieg gewiß nur ein mittelbarer war. Vor allem aber wird keine Zeit dafür übrig sein, denn schon aus finanziellen Rücksichten müssen wir die Ausbildungszeit so knapp bemessen, daß wir nur das für den Krieg unbedingt Nötige lehren dürfen. Wir werden damit genug zu tun haben, da wir in dieser Hinsicht vielfach höhere Anforderungen stellen müssen als vor fünf Jahren.

Je kürzer aber die Dienstzeit ausfallen wird, desto straffer muß die Disziplin gehandhabt werden, sonst ist alles eitel Geldverschwendung. In breiten Massen des Volkes scheint ganz vergessen zu sein, daß der Soldat während seiner Dienstzeit nicht etwa ein lohnbringendes Gewerbe ausübt, sondern eine Pflicht gegen das Vaterland zu erfüllen hat, für die er höchstens Nahrung, Kleidung und Unterbringung zu beanspruchen hat. Für uniformierte Nichtstuer Geld auszugeben, die nur Soldat spielen, statt etwas Nützliches zu erlernen, ist ein Verbrechen an der Nation.

Die Redensarten vom „freiwilligen Gehorsam" im Volksheer sind entweder die Folge von völliger Verkennung der menschlichen Natur oder wohl richtiger nur parteipolitische Schlagworte, um die Gunst der idealen Schwärmer zu gewinnen, die solches Gerede tatsächlich glauben. Mit demselben Recht könnte die Abschaffung der Gerichte, des Strafgesetzbuchs, der Gefängnisse gefordert werden, in der Hoffnung, daß an deren Stelle die „freiwillige Moralität" der Massen treten werde. Wenn einmal die Zahl der Straftaten auf Null angelangt sein wird, dann kann man wieder anfangen, vom freiwilligen Gehorsam des Volksheeres zu reden, vorher aber nicht. Angesichts dessen, daß die Straftaten in letzter Zeit nicht ab-, sondern zugenommen haben, erscheint eine eiserne Manneszucht jetzt nötiger denn je, auch für eine Polizeitruppe oder Miliz. Die Manneszucht eines Heeres aber ist nichts andres als die Zahnübersetzung eines Uhrwerks. Ist auch nur eine einzige Stelle schadhaft, so arbeitet das ganze Werk nicht mehr, auch wenn die übrigen Räder des Mechanismus noch gehorchen. Die Disziplin muß nicht nur örtlich, sondern auch zeitlich unbeschränkt sein. Deshalb ist es ein Nonsens, das Vorgesetztenverhältnis nur auf

die Zeit des Dienstes beschränken zu wollen. Das muß schließlich dahin führen, daß der Untergebene nach Gutdünken darüber befindet, ob er sich gerade im Dienst befinden will oder nicht. Jedenfalls aber wird er stets geneigt sein, außer Dienst am Vorgesetzten Rache zu nehmen für etwa während des Dienstes erlittene, wenn auch nur vermeintliche Unbill. In streng logischer Folgerichtigkeit hebt eine solche Bestimmung das Vorgesetztenverhältnis überhaupt auf. Denn wenn der Vorgesetzte außer Dienst nichts mehr zu befehlen hat, so kann er, streng genommen, sobald der Dienst einmal aufgehört hat, keinen neuen Dienst mehr ansetzen, denn sein Befehlsrecht ist mit Schluß des Dienstes erloschen. Wer Derartiges befürwortet, sollte wenigstens so ehrlich sein, einzugestehen, daß er nicht ein brauchbares Volksheer schaffen will, sondern die Anarchie.

Die Revolution hat sehr ausgiebig mit dem Wort „Kadavergehorsam" gearbeitet, als hätte dieser tatsächlich in der Armee bestanden. Man erinnert sich der Anekdote von dem russischen Soldaten, der auf Befehl des Zaren, blindlings gehorchend, sich vom Turme herabstürzte, obwohl der Befehl augenscheinlich nur zu dem Zwecke gegeben war, einen Beweis für den Gehorsam zu erbringen. Bei uns wird als Beweis für den Kadavergehorsam sehr häufig nur die vorgeschriebene Ehrenbezeugung des strammen Stillstehens angeführt, die von vielen für ungemein entwürdigend gehalten wurde. Es ist wohl zuzugeben, daß sie veraltet war und daß sie in öffentlichen Lokalen namentlich von älteren Leuten peinlich empfunden werden konnte. Auch haben Ausländer diese Form nie verstanden. Man hätte sie füglich abschaffen können, ohne der Disziplin im Heere den geringsten Eintrag zu tun. Es gab überhaupt sehr viele Offiziere, für die die Strammheit der Ehrenbezeugung beinahe der einzige Maßstab der Disziplin war. Sicher hat eine gute Truppe auch stramme Ehrenbezeugungen abgegeben, aber die Umkehrung des Satzes war falsch. Überdies dürfen wir nicht übersehen, daß in Heeren, in denen auf stramme Ehrenbezeugungen kein Wert gelegt wurde, weil es eben nicht herkömmlich war, die Disziplin deswegen nicht schlecht zu sein brauchte. Unsere Offiziere, die ins Ausland reisten, haben aber vielfach diesen Trugschluß gezogen. Daher kommt ein großer Teil der völlig verkehrten Ansichten über fremde Armeen, ein Umstand, der zur Unterschätzung fremder Heere ganz sicher mit beigetragen hat. Es war überhaupt eine Eigentümlichkeit des Deutschen, im Ausland alles das für minderwertig zu halten, was anders war als zu Hause, und dies

überdies mit viel Ehrlichkeit und wenig Takt an den Mann zu bringen. Er glich dies freilich nach Rückkehr in die Heimat dadurch wieder aus, daß er häufig Auslandsschwärmer wurde, weniger allerdings aus Überzeugung, sondern aus Eitelkeit, um bei jeder Gelegenheit zu beweisen, daß er im Ausland gewesen war. Das war aber nicht etwa eine rein militärische Erscheinung, sondern eine weitverbreitete Volkseigenschaft. Dazu gehörte auch die bereitwillige Übernahme ausländischer Schlagworte. Zu diesen zählt wohl auch der vielbesprochene Kadavergehorsam. Der militärische Gehorsam an sich ist freilich nichts weniger als etwas Bequemes und Angenehmes. Aber unter dieser straffen Unterordnung hat doch am Ende viel weniger der gewöhnliche Soldat während seiner kurzen Dienstzeit zu leiden gehabt, als der Berufssoldat, der aus dieser Abhängigkeit jahrzehntelang nicht herauskam, also der Offizier. Der Offizier hätte sicher viel mehr Ursache gehabt, in dieser Hinsicht zu klagen, weil er weit mehr als der gewöhnliche Soldat die Fähigkeit besaß, zu erkennen, daß in manchen Fällen die ihm erteilten Befehle zweifellos verfehlt waren. Sie dennoch befolgen zu müssen, entweder schweigend oder nachdem bescheidene Gegenvorstellungen erfolglos geblieben waren, das bedingte mitunter ein sehr hohes Maß von Selbstverleugnung schon im Frieden, noch viel mehr aber im Kriege. Immerhin waren das doch wohl Ausnahmsfälle. Und niemand wird bestreiten dürfen, daß die Manneszucht der Armee von 1914 tadellos gewesen ist und den Beweis erbracht hat, daß wir uns in der Art der Schaffung und Erhaltung der Disziplin auf dem richtigen Wege befunden haben.

Allenfalls konnte die alte Beschwerdeordnung in manchen Punkten verbessert werden, vielleicht dadurch, daß die Beschwerden nicht vom nächsthöheren Vorgesetzten, sondern von einer Kommission entschieden wurden, in der beide Parteien zu Wort kamen. Denn es ist zuzugeben, daß selbst eine als berechtigt anerkannte Beschwerde vielfach mit unangenehmen Folgen verknüpft war. Viele Offiziere waren daher der Meinung, man handle am klügsten, indem man sich grundsätzlich nicht beschwere. Diesen Standpunkt vertrat mein einstiger Inspektionsoffizier auf der Kriegsschule, der mit diesem Satz seinen Vortrag über die Beschwerdeordnung einzuleiten pflegte. Es ist einzuräumen, daß Beschwerden der Disziplin niemals förderlich sind und daß sie vielfach den Beweis einer weniger guten Disziplin darstellen. Zu Beginn des Krieges waren viele der Ansicht, daß im Kriege Beschwerden eigentlich gar nicht vorkommen sollten. Aber

während sie im Frieden tatsächlich außerordentlich selten gewesen waren, haben sie im Gegenteil während des Krieges erheblich zugenommen, hauptsächlich wohl infolge der schlechterwerdenden Nerven. Was also diesbezüglich im Kriege Unerfreuliches zutage getreten ist, dafür darf die Friedensschule nicht verantwortlich gemacht werden.

5. Offiziersersatz

Haben wir uns bis jetzt mehr mit der Armee im allgemeinen befaßt, so müssen wir uns jetzt mit dem Offizier im besonderen abgeben. Die politischen Gegner sind vielfach der Meinung, daß ja allerdings unsere Armee im ganzen vortrefflich gewesen sei, daß aber die Offiziere im Kriege und auch nach dem Kriege versagt hätten. An und für sich ist es schon wenig wahrscheinlich, daß eine Armee mit schlechten Offizieren gut sein könnte. Indessen wollen wir lieber ganz offen dem näher treten, was am deutschen Offizier unvollkommen war. Es wird sich da manches weniger Erfreuliche zeigen, aber trotzdem wird das Schlußurteil nicht zuungunsten des Offizierkorps der alten Armee ausfallen.

Abgesehen davon, daß die Verunglimpfungen der Offiziere in den meisten Fällen offensichtlich nur ein Ausfluß fanatischer Parteipolitik sind, die ja jetzt auch am Regierungstisch das große Wort führt, ist die Hetze gegen die Offiziere nach einem verlorenen Kriege eine an sich leicht erklärliche Erscheinung. Viele Leute, die sonst vorurteilsfrei dem Offizierstande gegenüberstanden, sind jetzt davon überzeugt, daß der brave Feldgraue ohne Achselstücke restlos seine Pflicht getan habe, daß dagegen die Schuld ausschließlich oder doch vorwiegend bei den Offizieren zu suchen sei. Das ist in der Geschichte immer so gewesen, wenn es auch nicht immer unter so häßlichen Nebenerscheinungen und Ausschreitungen der Fall war, wie sie jetzt die Revolution mit sich gebracht hat. Das ist im Laufe der Jahre nur vergessen worden, ganz besonders in Preußen, wo die Ereignisse nach 1806 sehr weit zurückliegen und durch die von 1813 wieder ausgelöscht sind. Etwas weniger weit zurück liegt die Erinnerung an einen verlorenen Krieg in Süddeutschland, obwohl wir auch hier in der Hauptsache an die Erzählungen der Väter und Großväter der heutigen Generation angewiesen sind.

Ganz allgemein hatte dort das Ansehen der Offiziere, die übrigens vor dem Kriege dort lange nicht dieselbe bevorzugte Stellung innegehabt hatten, wie damals in Preußen und später in ganz Deutsch-

land, nach dem verunglückten Feldzuge von 1866 nicht unerheblich gelitten. Viele Väter ſchworen damals, ſie würden ihre Töchter jedem zur Frau geben, nur nicht „ſo einem Offizier", allerdings, um dieſen „Schwur" vielfach kurze Zeit nachher zu brechen. Dabei war die Niederlage der ſüddeutſchen Truppen gegen Preußen gar nichts anderes, als die ganz unausbleibliche Folge und Nebenerſcheinung des Zuſammenbruchs von Öſterreich, das die Verbündeten in Erfolg und Mißerfolg unbedingt mit ſich reißen mußte. Überraſchend ſchnell iſt dagegen jetzt vergeſſen worden, daß auch für uns, mochte unſer Heer an der Weſtfront daſtehen, wie es wollte, die Partie nach dem Zuſammenbruch unſerer Verbündeten unrettbar verloren war. Die Niederlage des 7. und 8. Deutſchen Bundeskorps von 1866 iſt gewiß nicht in erſter Linie von deren Führern verſchuldet worden, als vielmehr von den Politikern, die zu Beginn des öſterreichiſch-preußiſchen Konflikts die beiderſeitigen Kräfteverhältniſſe ganz unzutreffend einſchätzten und ſich auf ein Unternehmen einließen, deſſen unglücklicher Ausgang manchem klarer Sehenden auch in Süddeutſchland keineswegs zweifelhaft war. In dieſer Hinſicht liegt ein Vergleich von 1866 und 1914 nahe. In beiden Fällen wurde der Gegner unterſchätzt, der Bundesgenoſſe Öſterreich dagegen ganz erheblich überſchätzt. Daneben iſt freilich nicht in Abrede zu ziehen, daß auch die militäriſchen Einrichtungen der ſüddeutſchen Staaten im Vergleich zu Preußen zweifellos rückſtändig waren. Es lag dies daran, daß in Süddeutſchland über die Bundeskriegsverfaſſung nicht hinausgegangen worden war, die ihrerſeits nur das dringend Notwendige, alſo das Unzureichende verlangte. Hand in Hand damit ging, daß der Soldatenberuf naturgemäß in Süddeutſchland ſich lange nicht desſelben Anſehens erfreute, wie in Preußen, wo das Heer als Machtorgan eines Großſtaates zu großer Vollkommenheit entwickelt war. Süddeutſchland hatte im Vergleich zu Preußen ſeit 1815 mehr oder weniger abgerüſtet.

Die Mißſtimmung gegen die Offiziere wegen des verlorenen Krieges war in Süddeutſchland von kurzer Dauer; denn ſehr bald drangen dort die preußiſchen Einrichtungen und Auffaſſungen durch. Und vor allem: es folgte der ſiegreiche Krieg von 1870/71. Dort haben ſich die ſüddeutſchen Truppen genau ſo bewährt, wie ſie vier Jahre vorher verſagt hatten. Es iſt aber ganz undenkbar, daß ſie in der Zwiſchenzeit ſo ganz anders geworden wären, das Offizierkorps ſchon am allerwenigſten. Erfolg und Mißerfolg ſind immer die Hauptrichtlinien für das Urteil der Menge. Hätten wir den

Weltkrieg gewonnen, dann hätte das Urteil über die Offiziere ganz anders gelautet. Immerhin wäre es ungerecht, nicht anerkennen zu wollen, was die süddeutschen Truppen nach 1866 dem bewährten preußischen Vorbilde verdankt haben. Was das Offizierkorps anlangt, so trat dort an Stelle der in Süddeutschland vielfach überschätzten Bedeutung des rein theoretischen Wissens mehr und mehr die sehr richtige Würdigung des praktischen Könnens, das im Kriege wichtiger ist als eingehende Kenntnisse.

Das war vor allem vor 50 Jahren richtig, als die Technik im Heereswesen eine unbedeutende Rolle spielte. Nach und nach aber wäre für den deutschen Durchschnittsoffizier entschieden eine etwas solidere theoretische Durchbildung wünschenswert gewesen, in demselben Maße, wie die Technik mehr und mehr in die Armee eindrang. Dem ist durch die Schaffung der militärtechnischen Akademie auch Rechnung getragen worden. Aber einmal kam diese tatsächlich nur einem kleinen Bruchteil des Offizierkorps zugute und weiterhin bot ihr Besuch zu wenig Vorteile für die weitere militärische Laufbahn, um eine wirkliche Anziehungskraft ausüben zu können. Vorliebe für Technisches galt in weiten Kreisen der Offiziere vielfach für etwas fast Unbegreifliches, beinahe nicht Standesgemäßes.

Das hatte wiederum seinen Grund in der starken Abschließung der Offiziere gegen andere Berufe, wie man sie in Süddeutschland vor den Kriegen 1866 und 1870/71 nicht in demselben Umfang gekannt hatte. Hierauf wird später zurückzukommen sein. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß diese beiden Erscheinungen wohl in erster Linie den Anstoß gaben für eine merkliche Entfremdung zwischen den Offizieren und vielen bürgerlichen Berufen, eine Entfremdung, die mit dem gewaltigen Aufschwung deutscher Wissenschaft und Technik naturgemäß noch zunehmen mußte. Hierin hätte unbedingt Wandel geschaffen werden müssen, auch dann, wenn der Krieg nicht unglücklich geendet hätte.

Damit soll nun keineswegs behauptet werden, unser Offizierkorps habe eine ungenügende Fachbildung besessen. Es ist ja auch, abgesehen von den besonderen Bildungsanstalten der Armee, an der Vertiefung der theoretischen Kenntnisse der Offiziere überall angestrengt gearbeitet worden, in dem einen Offizierkorps mehr, in dem anderen weniger. Aber darüber darf wohl kein Zweifel herrschen, daß wir gerade wissenschaftlich den Offizierkorps unserer Gegner keineswegs überlegen waren, denn dort wurde in dieser Hinsicht mindestens ebensoviel gearbeitet als bei uns, vielleicht sogar mehr.

Immer und immer muß jedoch wieder betont werden, daß der, welcher über den deutſchen Offizier lediglich auf Grund von Kriegserſcheinungen urteilt, ein ſehr ſchiefes Urteil haben muß. Denn es wird immer wieder überſehen, daß ſchon der Herbſtfeldzug 1914 gerade in das aktive Offizierkorps weite Lücken geriſſen hat, vor allem in den Jahrgängen, die für die praktiſche Arbeit an der Front in erſter Linie in Betracht kamen. Es war natürlich ein Fehler, daß wir durch unſere Mobilmachungsvorarbeiten ſozuſagen ſofort alle unſere eigentlichen Berufsoffiziere auf eine Karte ſetzten und uns keine Reſerven zurückhielten. Das lag eben an dem irrtümlichen Glauben, ein Krieg würde mit der heutigen Bewaffnung nicht lange dauern können. Dieſer Irrtum war in den weiteſten Kreiſen beinahe zum Dogma geworden, obſchon manche Erſcheinungen der neueren Kriege entſchieden dagegen ſprachen, ſo vor allem die langen Stellungskämpfe im ruſſiſch-japaniſchen Kriege.

Vor dem Kriege haben wir etwa 20 000 aktive Offiziere gehabt. Dieſe haben wir ſchon bei Beginn des Krieges beinahe reſtlos in den Kampf geworfen, da natürlich jeder ſich dagegen ſträubte, zu Haus bleiben zu müſſen. Unter den jüngeren und mittleren Jahrgängen dieſer 20 000 Köpfe iſt durch Tod und Verwundung alsbald in einem erſchreckenden Umfang aufgeräumt worden. Während in den fünf Friedensjahren von 1907 bis 1911 zuſammen in Preußen (einſchließlich 13. Armeekorps) noch nicht 3000 Leutnants der Infanterie neu ernannt wurden, einſchließlich Bayern und Sachſen alſo wohl nicht viel mehr als 3600, ſind im Kriege, alſo in wenig über vier Jahren, insgeſamt faſt 15 000 aktive deutſche Leutnants aller Waffen ernannt worden, die ſämtlich nur einen ſehr geringen Bruchteil der theoretiſchen Ausbildung bekommen hatten, die früher im Frieden üblich geweſen war.

Noch viel deutlicher ſprechen die Zahlen für den Beurlaubtenſtand. Das vor dem Kriege etwa 29 000 Köpfe ſtarke Offizierkorps des Beurlaubtenſtandes hätte in $4\frac{1}{2}$ Friedensjahren, ſehr hoch gerechnet, einen Nachſchub von etwa 10 000 Köpfen erhalten. Tatſächlich iſt es aber im Kriege rund um das 14fache dieſer Zahl vermehrt worden. Es liegt wohl auf der Hand, daß an die mehr als 150 000 während des Krieges neuernannten aktiven Offiziere und Offiziere des Beurlaubtenſtandes in keiner Hinſicht auch nur entfernt die Anforderungen geſtellt werden konnten, die wir im Frieden mit Recht geſtellt hatten. Man darf deshalb wohl behaupten, daß die niederen Dienſtgrade der Front im Jahre 1918

den eigentlichen deutschen Berufsoffizier nur in einer homöopathischen Verdünnung enthielten.

Ohne Frage befanden sich auch unter den Neuernannten zahlreiche ganz vortreffliche Menschen, aber auch diese hatten, ebenso wie die anderen, recht wenig gelernt. Und wenn jetzt vielfach zur Begründung des von der Sozialdemokratie durchgesetzten niederen Wahlalters die „hohe sittliche Reife" mancher blutjunger Kriegsteilnehmer angeführt wird, so ist das zweifellos eine sehr gewagte Verallgemeinerung von Einzelerscheinungen, der man genau die entgegengesetzte Behauptung gegenüberstellen kann, und zwar mit mehr Recht. Denn neben den genannten vortrefflichen Menschen befanden sich auch sehr viele, die lediglich deshalb befördert waren, weil von oben herunter immer wieder befohlen wurde, die freigewordenen Stellen wieder aufzufüllen. Das war im großen ganzen gar nichts anderes als eine Selbsttäuschung der Heeresleitung im größten Maßstabe. Auf diese Weise erhielten viele Anwärter die Offiziersachselstücke, obgleich sie, was sittliche Reife, Kenntnisse und Ausbildung betraf, die zu stellenden Anforderungen nur zur Not erfüllten. Es war außerdem für den Regimentskommandeur während des Krieges außerordentlich schwer, wenn nicht überhaupt unmöglich, die Offiziersanwärter so kennenzulernen, wie es notwendig gewesen wäre und wie es im Frieden auch leicht möglich war, um selbständig urteilen zu können. Er blieb in der Mehrzahl der Fälle auf das nicht immer zutreffende Urteil der Bataillonskommandeure und diese wiederum vielfach auf die Ansicht sehr junger Kompagnieführer angewiesen. So kam es eben schließlich in der Hauptsache darauf an, daß die vorgeschriebenen äußerlichen Bedingungen erfüllt wurden.

Das hatte nun wiederum die Folge, daß mancher für den niederen Offizierberuf durchaus Tüchtige — es ist dabei vor allem an zahlreiche unserer Berufsunteroffiziere zu denken — unter dem Druck dieser Bestimmungen nicht Offizier werden konnte. Auch viele andere, namentlich zahlreiche erst im späteren Lebensalter während des Krieges eingestellte unausgebildete Landsturmleute, die es zweifellos zum Offizier gebracht hätten, wenn sie in jungen Jahren gedient hätten, gingen so leer aus. Denn im späteren Alter ließen sie vielleicht an körperlicher Gewandtheit zu wünschen übrig, oder sie fanden sich sehr schwer in die militärischen Formen und Verhältnisse hinein und stießen damit an. Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß damit eine Fülle von Intelligenz und

moralischen Werten für Führerstellen verloren gegangen ist. Auf den Raubbau, den wir im Oktober 1914 mit den sogenannten Kinderkorps in Flandern trieben, sei hier nur flüchtig hingewiesen. Alles in allem ist durch diese Verhältnisse eine Unmenge von Energie nicht ausgenutzt oder an falscher Stelle vergeudet worden, die dem Ganzen außerordentlich viel genützt haben würde, wenn sie an der richtigen Stelle verwendet worden wäre. Auf der anderen Seite traten sehr viele Träger von Achselstücken unter dem Namen von Offizieren in die Erscheinung, deren militärischer Nutzen ein recht geringer war, die aber dem Ruf des deutschen Offiziers im allgemeinen schadeten und durch ihr Benehmen die Kluft zwischen Offizieren und Mannschaften vielfach erweiterten und vertieften. Endlich tauchten auch unter den Inaktiven aller Schattierungen nicht nur zahlreiche Offiziere wieder auf, die wegen ihrer geringen militärischen Beanlagung und wegen ihrer ungenügenden Leistungen längst zum Nutzen des Ganzen ausgeschieden waren, sondern leider auch solche, deren sich die Armee wegen mangelnden Pflichtgefühls oder wegen irgendwelcher Ausschreitungen mit Vorbedacht entledigt hatte. Bei kurzer Kriegsdauer wäre eine solche Amnestie unbedenklich gewesen, auch war unter den Erwähnten mehr als einer, der ein neues Leben angefangen hatte, und der sich dann auch im Kriege als brauchbar und tüchtig erwiesen hat. Im großen ganzen aber hat ein solches Verfahren nicht gut gewirkt. Denn abgesehen von den moralisch weniger geeigneten Elementen befanden sich unter den moralisch Einwandfreien reichlich viele, die durch ihr geringes Sachverständnis, ihr mangelhaftes Auftreten die Autorität und das Ansehen des Offiziers ganz im allgemeinen schädigten. Vor allem auch im Heimatheer sind solche Offiziere vielfach verwendet und in der Regel auch ausgiebig weiterbefördert worden. Dadurch ist manche Reibung und manche Erbitterung entstanden. Auch im Felde hat nicht selten die Dienstfreudigkeit der aktiven Offiziere unter den häufigen „Wiederausgrabungen" verabschiedeter Offiziere gelitten, denen es vielfach nur um eine Kriegsauszeichnung oder um Beförderung zu tun war, wobei mitunter die persönlichen Beziehungen offensichtlich im Spiele waren. Damit soll gewiß nicht verkannt werden, daß die Mehrzahl der inaktiven Offiziere Vortreffliches geleistet hat. Nur dürfte es dem Fernerstehenden wenig bekannt sein, daß im Kriege in den höheren Dienstgraden der Armee die Beförderungsaussichten schlechter geworden sind, als sie im Frieden gewesen waren, und daß die langjährige Verwendung ver-

abschiedeter Offiziere dem Nachschub jüngerer Kräfte in höhere Stellen wenig förderlich war. Das Ergebnis ist, daß nach der Demobilmachung das Offizierkorps in den höheren Dienstgraden, bis zum älteren Major herunter, noch stärker überaltert ist als vor dem Kriege.

Auch über die Frage der persönlichen Beziehungen darf nicht so ohne weiteres hinweggegangen werden. Daß solche auch im Frieden eine gewisse Rolle gespielt haben, wird nicht ganz in Abrede zu ziehen sein. Im Kriege haben sie zweifellos sich noch mehr geltend gemacht. Aber es bleibt zu bedenken, daß auch in der demokratischen Republik der persönliche Einfluß und die persönliche Neigung des oder der jeweiligen Machthaber sich niemals ausschalten lassen werden. Gewisse Erscheinungen in Frankreich und in Amerika deuten sogar darauf hin, daß in der freien Republik die persönlichen Verbindungen eine viel wichtigere Rolle spielen, als im monarchischen Beamtenstaat. In diesem werden bureaukratische Rücksichten, die ja dem neuzeitlichen Schwärmer im höchsten Grade verächtlich erscheinen, der persönlichen Begünstigung immer noch starke Schranken ziehen. Da aber, wo dem Grundsatz der Wahl, also im Grunde genommen einer sehr häufig künstlich erzeugten Augenblicksstimmung ein weitgehender Einfluß zugebilligt wird, besteht die Gefahr, daß unter dem Schutze des Schlagworts „Freie Bahn dem Tüchtigen" nicht die wirklich einwandfrei Tüchtigen emporkommen, sondern die sich selbst für die Tüchtigsten halten und es verstehen, dies der urteilslosen Menge einzureden oder einreden zu lassen. Manche Erscheinungen der letzten Wochen und Monate deuten darauf hin, daß Besorgnisse in dieser Hinsicht durchaus keine Übertreibungen sind. Eine genauere Kenntnis der amerikanischen Verhältnisse würde vielen über derartige Dinge die Augen öffnen.

6. Zusammensetzung der Offizierkorps

Immer wieder und wieder ist hervorgehoben worden, von den einen lobend, von den anderen tadelnd, daß das deutsche Offizierkorps ein völlig abgeschlossener, in sich durchaus gleichartiger und homogener Stand gewesen sei. Das mag für die früheren Zeiten zutreffen, in denen sich das preußische Offizierkorps fast ausschließlich aus dem Adel des Landes und den der Krone näherstehenden bürgerlichen Kreisen ergänzte. Für die Krone sowohl wie für das Offizierkorps hatte dies natürlich große Vorteile. Was

ein unbedingt zuverlässiges Heer für den Staat bedeutet, das wissen wir erst, seitdem wir kein solches mehr haben. So selbstverständlich war uns dies erschienen. Trotz seiner Abgeschlossenheit genoß das preußische Offizierkorps auch in weiten Kreisen der Bevölkerung einer gewissen Beliebtheit und Volkstümlichkeit, der es übrigens weniger bedurfte, weil es sich des unbedingten Schutzes der Regierung erfreute.

Diese völlige Gleichartigkeit hat indessen längst aufgehört. Es gab allerdings noch eine stattliche Zahl von Regimentern, die ihren alten geschichtlichen Ersatz auch in die neueren Zeiten herüberretteten und in denen wir fast immer wieder dieselben Namen finden. Im Frieden hatte dies auch für den Dienst fraglos große Vorteile, denn das gesamte dienstliche und außerdienstliche Zusammenleben eines solchen Offizierkorps gestaltete sich harmonischer und reibungsloser als das vieler anderer Offizierkorps. Im Ernstfall verschwand allerdings dieser Vorteil großenteils; denn der größere Teil der aktiven Offiziere mußte auf Reserveformationen aufgeteilt werden, so daß die Friedensfamilie nicht unverändert ins Feld rückte.

Die große Mehrzahl der Regimenter war aber schon im Frieden längst weit entfernt davon, einen durchaus gleichartigen Ersatz zu haben. In der Hauptsache hing dies mit der starken Vergrößerung der Armee zusammen, der eine Vermehrung derjenigen Kreise, die früher ausschließlich den Offiziersatz geliefert hatten, durchaus nicht in gleichstarkem Maße nebenher ging. Sehen wir von jungen Leuten ab, die aus einer durch Familienüberlieferung sozusagen selbstverständlich gewordenen Neigung Offizier wurden, so übte der Offizierberuf mit der Zeit durchaus keine so allgemeine Anziehung mehr auf solche aus, die in der Lage waren, ihre Berufswahl nach freiem Ermessen zu treffen. Unleugbar bot der Offizierberuf gewisse Vorteile vor anderen Berufen. Nach äußerst geringer Vorbereitungszeit, also mit geringen Geldopfern, befand sich der junge Mann bereits in einer sogenannten geachteten Lebensstellung. Wenn er gewissenhaft seine Schuldigkeit tat, brachte er es bei mittelmäßigen und mitunter auch bei geringen Fähigkeiten anstandslos zum Stabsoffizier, einer Stellung, die im Verhältnis zu zahlreichen anderen Staatsanstellungen einen ziemlich hohen Rang darstellte. Die Uniform und das Patent als Offizier war im alten Staate ein Passepartout für das ganze Leben.

Allerdings muß hinzugefügt werden: In der Wertschätzung der Offiziere gab es innerhalb der Armee doch recht merkliche Unter-

schiede. Nicht ganz dasselbe war es, ob ein Offizier dem 1. Garderegiment zu Fuß oder ob er einem einfachen Grenzinfanterieregiment mit hoher Nummer, ob er dem Leibkürassierregiment oder einem Pionierbataillon oder einer Trainabteilung angehörte. Die Kameradschaft hörte ja nicht geradezu auf, aber sie war doch, wenn solche Gegensätze in die Erscheinung traten, um einige Grad kühler gestimmt. Wer dem Offizierberuf ferner stand, hat dies nicht immer bemerkt. Für ihn war vielfach der Offizier schlechthin eine völlig einheitliche Kaste, deren bevorzugte Stellung im Staate von den Fernerstehenden als durchaus unberechtigt und unerträglich empfunden wurde, obwohl die Vorteile dieser Stellung eigentlich mehr äußerlicher Natur waren.

Abgesehen davon war der Offizierstand gewiß nicht so begehrenswert, wie es manche glaubten, die den Verhältnissen dieses Standes fremd gegenüberstanden, und die vielfach glaubten, es handle sich um eine Sinekure, die ein bequemes genußreiches Dasein ermögliche. Ganz das Gegenteil war vielmehr in der Regel der Fall. Vor allem im Winterhalbjahr befand sich der größte Teil der Offiziere fast den ganzen Tag ununterbrochen im Dienst. Außerdem waren daneben noch zahlreiche Abende mit Kriegsspielen, taktischen Besprechungen, Vorträgen in Anspruch genommen, während die Angehörigen der meisten anderen Berufe über ihre Abende frei verfügen konnten. Auch die geselligen Verpflichtungen, denen die Offiziere sich weit weniger entziehen konnten, als es in anderen Berufen der Fall war, belasteten nicht nur seinen Geldbeutel, sondern bedeuteten auch für viele eine nicht unerhebliche Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit. Sie wurde vielfach um so drückender empfunden, als sie der freien Wahl des Umgangs hinderlich war und den Offizier an bestimmte Personen zwingend fesselte.

Für den etwas tiefer Angelegten, dem es aus irgendeinem Grunde nicht gelungen war, dem reinen Frontdienst zu entgehen, war der tägliche Winter- und Sommerdienst in der Front mit seinen verhältnismäßig geringfügigen geistigen Anforderungen auf die Dauer gewiß keine sehr große und nachhaltige Befriedigung. Dem konnte allerdings durch Selbststudium nachgeholfen werden, aber bei der im allgemeinen sehr ausgiebigen dienstlichen Beschäftigung blieb im allgemeinen wenig Zeit und bei der vielfach starken körperlichen Anstrengung auch wenig Frische dafür übrig. Wer nicht das Glück hatte, und Glück gehörte neben Begabung und Leistung zweifellos dazu, in die Laufbahn eines Generalstabsoffiziers oder eines Adju-

tanten der höheren Stäbe zu gelangen, für den war in der Mehrzahl der Fälle der Offizierberuf auf die Dauer doch ein recht einförmiges Handwerk, in das nur dadurch einige Abwechslung hineinkam, daß mit dem Wechsel der Vorgesetzten auch die Grundsätze der Ausbildung gelegentlich wechselten. Alles dieses wurde um so schlimmer, je ungünstiger sich die Beförderungsverhältnisse gestalteten. Und diese sind wahrlich auch trotz der Vermehrung der Stabsoffizierstellen der Infanterie in den letzten Jahren vor dem Kriege durchaus keine erfreulichen gewesen.

Dies trug dazu bei, daß weite Kreise der Gebildeten trotz mancherlei äußerlichen Glanzes der Offizierlaufbahn und trotz mancher tatsächlich innerlich befriedigenden Seiten dieses Berufes wenig Lust empfanden, sich ihm zu widmen. Dies um so weniger, als, wie bereits angedeutet, in Offizierkreisen vielfach eine ausgesprochene Geringschätzung aller wissenschaftlichen Betätigung unter gleichzeitiger ungebührlicher Bewertung der praktisch-militärischen Tätigkeit herrschte. Und zwar nicht etwa nur eine Abneigung und Geringschätzung gegen andere Berufe, die mehr mit Wissenschaften zu tun hatten, als der militärische Beruf. Bei vielen Offizieren galt auch die Beschäftigung mit wissenschaftlichen Dingen des eigenen Berufes, wie Kriegsgeschichte, Taktik, Waffentechnik für beinahe unfein. Solche Leute — es waren dies in der Hauptsache die schwächer begabten — glaubten mitunter fast, dergleichen wäre eines eigentlichen Offiziers nicht würdig und schädige seine Leistungen im praktischen Dienst. Mancher Offizier hat mit seiner Abneigung gegen Lesen und Schreiben geradezu geprunkt, um damit den Eindruck eines gottbegnadeten Praktikers zu machen. Unwillkürlich erinnert man sich hierbei des alten Feldmarschalls Wrangel, der als Oberbefehlshaber im Feldzug 1864 nicht erlaubte, daß die Offiziere und Beamten seines Stabes zum Vortrag bei ihm irgendein Blatt Papier mitbrachten, indem er immer wieder versicherte: „Ich führe Krieg mit das Schwert und nich mit die Feder."

Nun haben wir im letzten Kriege ganz gewiß unter einem Übermaß von Schreibwerk, namentlich aber von Skizzen und Plänen geradezu gelitten. Von höherer Stelle aus ist dagegen wiederholt, aber immer vergeblich eingeschritten worden. Aber mit dem völligen militärischen Analphabetismus des Feldmarschalls Wrangel läßt sich im 20. Jahrhundert nicht arbeiten. Für den eigentlichen Berufsoffizier ist heutzutage viel mehr als vor einem halben Jahrhundert eine gute wissenschaftliche Vorbildung und eine gründliche wissen-

schaftliche Fachbildung unerläßlich. Unter Berufsoffizier ist ein solcher zu verstehen, der den Anspruch erheben kann, in jüngeren Jahren mit wirklichem Nutzen in höheren Stäben verwendet zu werden und später selbst in die höheren Führerstellen der Armee zu gelangen. Daß der Offizier bis zum Kompagnieführer, allenfalls auch noch bis zum Bataillonsführer, sowohl bei der Führung wie bei der Ausbildung der Truppe mit einer oberflächlichen Schulbildung und mangelhaften Fachausbildung Mustergültiges leisten kann, wird nicht in Abrede gezogen. Denn bis zu diesen Dienstgraden ist die militärische Tätigkeit weder mit einer Wissenschaft, noch mit einer Kunst zu vergleichen, sondern stellt in der Hauptsache ein Handwerk dar. Auch weiter nach oben hin überwiegt das Handwerksmäßige, oder es hat wenigstens im letzten Kriege überwogen. Mehr wie einmal wenigstens hatte auch der Unterführer den Eindruck, als würde bis in die höchsten Stellen hinein mehr mechanisch, schematisch und handwerksmäßig Bureauarbeit geleistet, als, wie dies im Frieden angestrebt wurde, mit scharfer Überlegung und wirklich treffendem Urteil befohlen. Unverkennbar ist auch das Personal der höheren Stäbe an innerem Wert recht erheblich zurückgegangen, ohne allerdings selbst immer hierfür die nötige Selbsterkenntnis zu zeigen. Eine große Zahl Auserwählter, aber weniger Berufener, sind dorthin gelangt. Sowohl Kommandeure, die im Frieden weit früher ein wohlverdientes militärisches Ende gefunden hätten, als auch Generalstabsoffiziere und Adjutanten, die zu Friedenszeiten niemals das Geschäftszimmer eines höheren Stabes bezogen, sondern das praktische Handwerk im Kasernenhofe und auf dem Exerzierplatze schlecht und recht weiter betrieben hätten. Geradezu erstaunlich war der überaus häufige Wechsel der Generalstabsoffiziere. Augenscheinlich ist das Unzureichende bei manchen richtig erkannt worden, aber in vielen Fällen war dies durchaus kein einleuchtender Grund, so daß man unwillkürlich versucht war, an rein persönliche Gründe zu denken. Dieser häufige Wechsel war jedenfalls für den Dienstbetrieb in höchstem Maße schädlich. Die gediegene Arbeit, wie sie im Frieden die Regel bildete, konnte auf diese Weise kaum erwartet werden.

Was unserer Truppenführung an innerem Werte fehlte, das haben die offiziösen Zeitungsaufsätze mit ihren Lobeshymnen auf unsere Führung und ihrem absprechenden Urteil über die französische und noch mehr die englische Führung so lange geschickt verschleiert, bis leider der Zusammenbruch offenkundig war. Das Schönfärben

in militärischen Berichten ist aber nicht erst eine Kriegserscheinung gewesen. So lange es sich um den Stellungskrieg mit den dabei üblichen Patrouillenunternehmungen handelte, bedurfte es keiner übermäßig tüchtigen Führung. Mit einigen guten „Vorgängen", die ja auch schon im Frieden eine ungebührliche Rolle spielten, ließ sich da sehr viel machen. Auch die Einleitung unserer verschiedenen Offensiven ist nach und nach ein mehr oder weniger schematisches Handwerk geworden. Wie gewaltig die Leistungen der Generalstabsoffiziere gegen früher zurückgegangen waren, das hat sich so recht erst bei den letzten Rückzugskämpfen und Rückzugsbewegungen gezeigt, wo keine Vorgänge zu Gebote standen und wo die handwerksmäßige Bureautätigkeit und Skizzenherrlichkeit ein Ende hatte.

7. Wirtschaftliche und gesellschaftliche Verhältnisse

Nach dieser Abschweifung ist ein weiterer Punkt zu erörtern, der die Offizierlaufbahn durchaus nicht für jedermann so sehr begehrlich machte, nämlich die wirtschaftliche Seite. Auf den ersten Blick nahm sich das Leutnantsgehalt vor dem Kriege im Vergleich zu der Erwerbsmöglichkeit vieler anderer Berufe recht erträglich aus. Nur übersahen die Fernerstehenden, was alles dafür beschafft werden mußte, und daß besonders die Beschaffung der Bekleidung, an die mit Recht hohe Ansprüche gestellt werden mußten, ziemlich hohe Kosten verursachte. Daraus ergab sich, daß es für den jungen Offizier auch in den einfachen Infanterieregimentern, selbst bei größter Einschränkung, so gut wie ganz ausgeschlossen war, ohne eine Zulage auszukommen. Ein wirklich erträgliches Dasein für den Offizier fing erst dann an, wenn er eine einigermaßen hohe Zulage bezog.

Da, wo der Offizier eine besonders geachtete Stellung im Staate einnimmt, kann man sagen, er wird eben durch diese Stellung für die kärgliche Bezahlung einigermaßen entschädigt. Der Staat macht dann unter Ausnutzung eines berechtigten oder, wenn man will, auch ungerechtfertigten Ehrgeizes seiner Untertanen Ersparnisse. Ein ähnlicher Grundsatz tritt bei der Verleihung von Orden und Ehrenzeichen in die Erscheinung. Ein Vergleich mit den heutigen Zuständen ist nicht ohne Interesse. Zur Anspornung des Eifers wird jetzt an der Ostfront ein Treugeld von 30 oder 50 Mark monatlich gewährt. Das alte System arbeitete auch hier billiger. Für lange Jahre treuen Dienstes höherer Beamten wurde der rote Adlerorden 4. Klasse

verliehen, der dem Staat nur 12 Mark 50 Pfennige Unkosten ververursachte, dafür aber für den Empfänger einen sehr viel höheren, je nach Maßgabe seines Vermögens vielleicht den hundertfachen oder noch höheren Wert darstellte. Auch dagegen läßt sich wohl kaum etwas einwenden, daß solche Auszeichnungen aus besonderen Veranlassungen, wie etwa die Anwesenheit des Monarchen war, mitunter einzelnen etwas früher verliehen wurden, als sie tatsächlich an der Reihe gewesen wären. Denn im allgemeinen war im Frieden das Ordenswesen nicht, wie viele glauben, ganz der Willkür überlassen, sondern bewegte sich in genau geregelten Bahnen, so daß nachgerade die Staatsdiener mit Sicherheit zu gewissen Terminen auf bestimmte Auszeichnungen rechnen konnten, die also streng genommen nichts anderes waren als eine Altersmarke. Es kamen aber doch auch Fälle vor, die besser unterblieben wären. Unmöglich konnte erwartet werden, daß ein Subalternbeamter einen Orden, den er als königliche Anerkennung für lange und treue Dienste in einem mitunter wenig beneidenswerten Amte erhalten hatte, sehr hoch bewertete, wenn dieser selbe Orden ausnahmslos jedem neuernannten Leutnant eines bevorzugten Kavallerieregiments bei passender Gelegenheit im Kasino angeheftet wurde. Ein solcher Ritterschlag, der schon für den neuen Ritter unmöglich eine wirkliche innere Befriedigung darstellen konnte, mußte für breite und zwar königstreue Volksmassen geradezu wie ein Faustschlag wirken.

Die Wertschätzung von Orden und Ehrenzeichen war ja schon im Frieden sehr verschieden. Immerhin ist bezeichnend, daß die Orden keineswegs nur von bevorzugten Klassen, sondern vielmehr gerade von breiten Massen, nicht nur in monarchischen Staaten, sondern ganz besonders auch in demokratischen Republiken sehr hoch geschätzt werden. Viele mit Orden Ausgezeichnete, die sich auch selbst sehr wohl über die Nichtigkeit oder die Geringfügigkeit ihrer Verdienste vollkommen im klaren sind, freuen sich doch darüber, wenn andere darüber im unklaren sind oder an große Verdienste glauben. Als einmal ein General den wegen seines treffenden Witzes bekannten, inzwischen längst verstorbenen Chef des Militärkabinetts für einen unterstellten Offizier dringend um einen Orden bat und hinzufügte, der Betreffende habe eine Auszeichnung wirklich verdient, erwiderte der Chef des Militärkabinetts trocken: Ja, glauben Sie denn, die Orden seien für Verdienste da? Das war das Urteil eines „Sachverständigen".

Und wer vor dem Kriege glaubte, im Kriege wäre dies ganz

anders, der hat eben den Krieg nicht gekannt. Dort ging es noch viel „menschlicher" zu als im Frieden. Aber das ist wohl zu allen Zeiten so gewesen. Schon die alten römischen Legionäre waren, wie zahlreiche alte Denkmäler beweisen, mit Auszeichnungen ebenso reichlich oder noch reichlicher behangen, wie mancher heutige Kriegsteilnehmer oder auch Kriegszeitgenosse des Heimatheeres. Im demokratischen Frankreich fängt der eigentliche Vollbürger erst mit dem roten Bändchen des chevalier der légion an, und beinahe jeder Straßenjunge in Paris kennt den Unterschied des gewöhnlichen „Monsieur décoré" von dem Träger der rosette d'officier. Die Zeichen der menschlichen Eitelkeit sind schon mehr als einmal in der Geschichte zum alten Eisen geworfen worden, aber immer wieder haben sie in irgendeiner Form eine feierliche und würdige Auferstehung erlebt, weil eben die Eitelkeit des Menschen dieselbe bleibt. Die Revolution konnte sich kaum sättigen an Herabsetzung aller äußeren Abzeichen, die im alten Staate irgendeine, wenn auch bescheidene, Rolle gespielt hatten, und erklärte alles Derartige für undemokratisch und unvereinbar mit edlem Bürgerstolz. Das Gegenstück ist, daß ein bolschewistisches Regiment in Moskau auf den Achselklappen den Namenszug Liebknechts tragen soll.

Die nicht sehr reichliche Bezahlung der niederen Offiziersgrade hatte, in Verbindung mit der immer langsamer werdenden Beförderung und der Steigerung der materiellen Ansprüche aller Stände, die Folge, daß sich dem Offizierberuf an Stelle des in der Mehrzahl wenig begüterten Adels und der weniger wohlhabenden bürgerlichen Kreise immer mehr Söhne der Geldaristokratie zuwandten. Und je mehr dies der Fall war, desto mehr verschwanden vielfach die weniger wohlhabenden einfachen Kreise aus den Offizierkorps. Im allgemeinen war dies, ohne natürlich ein falsches verallgemeinerndes Urteil fällen zu wollen, für die Armee nicht eben vorteilhaft. Es ist hin und wieder behauptet worden, die reichen Offiziere hätten im allgemeinen weniger Pflichtgefühl besessen in dem Bewußtsein, daß sie auf den Offizierberuf nicht angewiesen seien. Viele Vorgesetzte scheuten sich auch davor, reiche Offiziere, deren Verbleib im Dienste sie aus irgendeinem Grunde wünschten, schärfer anzufassen, weil sie andernfalls befürchteten, die Betreffenden würden den Abschied einreichen. Der zunehmende Luxus in manchen Regimentern ist jedenfalls mit Recht von maßgebender Stelle aus als eine ernste Gefahr angesehen worden. Sie wurde um so ernster, je mehr junge Leute in der Armee erschienen, für die der Maßstab

der Wertschätzung eines Menschen in hohem Grade der Besitz war, und denen ein großes Vermögen nicht mehr ein Mittel zum Zweck, sondern beinahe Selbstzweck zu sein schien. Das waren vielfach Leute, deren Väter in kleinen Verhältnissen angefangen, es aber rasch zu größerem Vermögen gebracht hatten, und die es nun für standesgemäß hielten, was sie von ihren Vätern ererbt hatten oder bekamen, möglichst rasch wieder unter die Leute zu bringen. Mancher Tüchtige ist natürlich auch unter diesen Offizieren zu finden gewesen, aber im allgemeinen haben sie, indem sie einen bewußten Bruch mit der alten klassischen Einfachheit des preußischen Offiziers darstellten, der Armee weniger gut angestanden. Die Mehrzahl von ihnen erblickte im militärischen Dienst in der Hauptsache einen glänzenden Zeitvertreib, den sie nach ihrer Laune stets mit jedem beliebigen anderen vertauschen konnten. Auf die weniger begüterten Kameraden haben sie meist nicht vorteilhaft eingewirkt. Entweder veranlaßten sie diese zu Ausgaben, die deren Mittel überschritten, oder, was fast noch schlimmer war, sie übten gegen sie eine an sich gut gemeinte, aber zu weitgehende Gastfreundschaft, die der Entwicklung des Charakters nicht förderlich war. Leicht bildete sich auf diese Weise ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis an Stelle der Kameradschaft heraus, das dem ursprünglichen Wesen des Offiziers völlig fremd war. Ich entsinne mich aus meiner Kriegsschulzeit, daß ein sehr wohlhabender Fähnrich der Kavallerie einen völlig mittellosen Fähnrich der Infanterie, der zudem eigentlich sein Stubenältester war, durch Geldzuwendungen in ein solches Abhängigkeitsverhältnis von sich brachte, daß er ihm fast bedingungslos gehorchte und mehr die Rolle eines Burschen spielte, als die eines Kameraden.

Man möchte glauben, daß ganz wesentlich der Unterschied des Besitzes die Kluft zwischen Offizier und Soldat verbreitert hat. In der alten Zeit, so lange dieser Unterschied nicht so sehr in die Erscheinung getreten war, weil der Offizier sparsamer lebte, war das Verhältnis zwischen beiden Klassen ein mehr patriarchalisches und deshalb zweifellos gutes. Die sozialen Gegensätze waren durch den gemeinsamen Lebensberuf, mit Gott für König und Vaterland pflichttreu zu dienen, leicht zu überbrücken. Als die ideale Seite des Berufes mehr in den Hintergrund trat und mit den vermehrten Ansprüchen an das Leben auch die sittlichen Motive mehr in Vergessenheit gerieten, da sprang der Unterschied zwischen einer begüterten Klasse von Offizieren und einer nicht begüterten von Unteroffizieren immer mehr in die Augen. Im allgemeinen waren alle Unteroffiziere

mehr oder weniger arm, denn in der Regel kapitulierte der nicht, dem nach Ableistung seiner gesetzlichen Dienstpflicht sofort ein auskömmlicher bürgerlicher Beruf zugänglich war, sondern nur der, der sich den Zivilversorgungsschein erwerben wollte. Der Unteroffizier sah beim Offizier mehr und mehr nur die glänzenden Seiten des Berufes ohne seine Schattenseiten. Er hatte naturgemäß im Innersten den Wunsch, es dem Offizier gleich zu tun und womöglich ebenfalls Offizier zu werden. Denn für den Offizierberuf hielt er sich ohne weiteres für befähigt, da er doch in der Hauptsache nur den niederen Frontdienst zu Gesicht bekam, für den ja, wie bereits hervorgehoben, eine tiefergehende wissenschaftliche Bildung entbehrlich ist. Was aber den praktischen Dienst anlangt, so war der ältere Unteroffizier mit längerer Dienstzeit und vielfach auch besserem praktischen Verständnis für die rein handwerksmäßige Seite des militärischen Berufes dem unfertigen jungen Offizier in sehr vielen Fällen ganz fraglos überlegen.

Es ist also durchaus erklärlich, wie sich mit der Zeit ein schärferer Gegensatz herausbilden konnte, der noch dadurch Nahrung fand, daß viele junge Offiziere, und zwar häufig die nicht aus alten Militärfamilien stammenden sich im Ton gegen die alten Unteroffiziere mitunter in bedauerlicher Weise vergriffen. Das geringschätzende Wesen, das der Besitzende ohne sorgfältige Erziehung dem Nichtbesitzenden gegenüber häufig an den Tag legt, ohne dabei geradezu schroff zu sein, wirkt viel verletzender als Schroffheit und Grobheit, die einen sachlich begründeten Tadel wegen einer mangelhaften Leistung im Dienst begleitet. Mancher junge Offizier hat sich auch in den Glauben hineingelebt, als sei seine Überlegenheit an Dienstrang und Besitz gleichbedeutend mit einer Überlegenheit an Wissen und Können. Und letztere Voraussetzung, die auf die Dauer allein das Ansehen des Vorgesetzten gewährleisten kann, war in sehr vielen Fällen, auch ohne Verschulden des Betreffenden, nicht erfüllt.

So war gewiß nicht die Masse der Offiziere beschaffen, aber immerhin ein nicht unerheblicher Bruchteil, der mit der Zeit aber wahrscheinlich immer mehr zugenommen hätte. Es ist nun einmal eine ganz allgemeine Erscheinung, daß die Gesamtheit immer unter den Mängeln der einzelnen Mitglieder zu leiden hat, sooft auch gemahnt wird, nicht zu verallgemeinern. Hierin liegt auch der Grund, warum sehr viele Offiziere nichts weniger als das waren, was sie eigentlich hätten sein sollen und für was sie sich auch meist hielten, nämlich „Erzieher des Volks". Sehr vielen hat das hierzu

nötige soziale Denkvermögen ganz gefehlt; es ist überhaupt im allgemeinen bei der Jugend nie sehr stark entwickelt. Natürlich ist von den Vorgesetzten immer darauf gedrungen worden, daß die jungen Offiziere in dauerndem Gedankenaustausch mit ihren Rekruten blieben, daß sie sich eingehend um deren persönliche Lebensverhältnisse bekümmern, sich in deren Gedankengang hineinleben sollten. Die meisten Offiziere haben sich auch redlich bemüht, es zu tun, obschon dazu eine gewisse Anlage erforderlich ist, die eben nicht jedermann gegeben ist. Dann aber darf nicht vergessen werden, daß auch unter den Mannschaften sehr viele waren, denen ein solches Nähertreten des Offiziers durchaus unerwünscht war, weil sie es als eine unbefugte Einmischung in ihre rein persönlichen Angelegenheiten empfanden und eine Beeinträchtigung ihrer persönlichen Freiheit darin erblickten. So ist das Wort vom Erzieher des Volkes vielfach zu einem bloßen Schlagwort herabgesunken, über das die Gegner des Offizierstandes mitleidig zu lächeln pflegten. In Friedenszeiten gab es vielfach erfahrene Kompagniechefs, die die Gabe besaßen, wirklich erziehlich zu wirken. Im Kriege hatten wir diese älteren erfahrenen Offiziere nicht mehr an der Spitze der Kompagnien, da wir die Überlebenden fast sämtlich als Bataillonsführer benötigten. Die Schwierigkeit der Einwirkung auf die Mannschaften war aber gegen die Friedenszeit aus erklärlichen Gründen nicht unerheblich gewachsen. Sie lag jetzt fast ausschließlich in den Händen blutjunger Kriegsleutnants.

Trotz alledem war vor dem Kriege das Verhältnis zwischen Offizier und Mannschaft in der Regel besser und herzlicher, als das zwischen Unteroffizier und Mannschaft. Deshalb ist es auf den ersten Blick verwunderlich, daß mit der Revolution nur ein Sturm der Entrüstung gegen die Offiziere, nicht aber gegen die Unteroffiziere losbrach. Die Erklärung dafür dürfte darin zu suchen sein, daß die Unteroffiziere im Kriege von den Soldaten schon längst nicht mehr als Vorgesetzte angesehen worden sind. Die Soldaten haben ihnen vielfach längst den vorgeschriebenen Gruß verweigert und befolgten ihre Befehle vielfach höchst lässig oder gar nicht, sobald sie dies unbemerkt von Offizieren tun konnten. Weder die Offiziere, noch auch die Unteroffiziere haben in genügendem Maße dafür gesorgt, daß das Ansehen und die Befehlsgewalt der Unteroffiziere wiederhergestellt oder erhalten wurde. Somit hatten die Soldaten anläßlich der Revolution gar keine besondere Veranlassung mehr, gegen die Autorität der Unteroffiziere vorzugehen, weil sie in ihnen

mehr Kameraden als Vorgesetzte erblickten. Daß das alles so gekommen ist, lag daran, daß im Laufe des Krieges eine große Zahl ungeeigneter Persönlichkeiten zu Unteroffizieren befördert worden war.

Es ist oben schon darauf hingewiesen worden, daß der Offiziersersatz schon im Frieden in den letzten Jahren an Zahl und Beschaffenheit zurückgegangen war. Vielfach waren die Etatsstellen nicht mehr voll. Das war natürlich von Truppenteil zu Truppenteil ungemein verschieden. Altbekannte Regimenter in angenehmen Garnisonen hatten soviel Zulauf, daß sie mit dem besten Willen viele sehr gute Anwärter gar nicht unterbringen konnten. Sie mußten so unwillkürlich in den Ruf der Exklusivität kommen. Andere Truppenteile in weniger beliebten Standorten oder in Armeekorps, in denen der Dienstbetrieb, sei es mit Recht oder mit Unrecht, als besonders beschwerlich galt, konnten ihren Etat kaum oder nur dadurch füllen, daß sie alle wahllos annahmen, die sich meldeten. Auf diese Weise arbeitete sich nach und nach eine sehr merkliche Verschiedenheit in der Zusammensetzung und auch in den Anschauungen verschiedener Truppenteile heraus. Daher denn auch die sehr verschiedenen Ansichten über den Offizier im allgemeinen. Auf der einen Seite wollten die Klagen über die Exklusivität der Offiziere nicht verstummen, auf der anderen Seite wurde darüber geklagt, daß das Benehmen und die Standesanschauungen der Offiziere nachlassen würden.

Die Revolution mag stellenweise in dem ehrlichen Glauben befangen sein, alles dieses könnte im Volksheer des Zukunftsstaates schöner, besser und gerechter werden. Wer indessen die Ereignisse der letzten Zeit aufmerksam verfolgt hat, dem müssen ernste Zweifel aufsteigen. Eine gewisse Klassenbevorzugung wird auch die ehrlichste Demokratie schwerlich völlig loswerden, und von der echten und idealen Demokratie sind wir bis jetzt noch weit entfernt. Denn wie Ernst Hohenemser treffend bemerkt, beruht die Demokratie auf der Fiktion, daß alle Menschen Aristokraten sind.

Die Klassenbevorzugung war nichts weniger als eine ausschließlich militärische Erscheinung. Auch der Kaufmann wird in sein Geschäft im allgemeinen lieber junge Leute einstellen, die aus Kaufmannskreisen stammen, weil er bei diesen in der Regel bessere Eignung für den Beruf voraussetzen wird. Jedermann wird sich leichter in den Beruf einleben, dessen Anschauungen ihm schon von Kindheit an geläufig sind. Das gilt wenigstens vom Durchschnittsmenschen, und

die Welt besteht eben größtenteils höchstens aus solchen, während die Umstürzler sich in dem Gedanken wiegen, die Genies seien ein Massenartikel, wenigstens innerhalb ihrer eigenen Reihen. Es ist doch gewiß auch kein Zufall, daß es ausgesprochene Juristenfamilien gibt oder Familien, in denen sich der Beruf des Theologen oder des Forstmanns durch viele Generationen hindurch erhält. Diese Beispiele lassen sich beliebig vermehren. Deshalb kann es den Regimentskommandeuren nicht verdacht werden, wenn sie ihren Offiziersatz mit Vorliebe aus Offizierkreisen wählten, in der Voraussetzung, so den geeignetsten Nachwuchs zu bekommen, und wenn sie fernerstehende Kreise scheuten, namentlich solche, in deren Reihen sich zahlreiche Feinde des Offizierstandes befanden. Nach dem bereits Angeführten konnte es für die Interessen der Armee keineswegs erwünscht sein, wenn das Offizierkorps einen sich immer mehr steigernden kapitalistischen Einschlag bekam. Gab es doch leider schon Offizierkorps, in denen eine Monatszulage von 1000 Mark und mehr die Regel bildete, und die Gefahr lag vor, daß der „military type" des deutschen Offiziers auf dem besten Wege war, ein „industrial type" zu werden.

Mit einer einseitigen entschiedenen Bevorzugung des Adels ist es ja in der Armee seit Jahrzehnten vorüber. Da indessen diese Angelegenheit von jeher viel Staub aufgewirbelt hat, so wird auch hier offen darauf einzugehen sein, was daran noch Wahres gewesen ist. Daß gewisse Regimenter ihren althergebrachten Ersatz beibehielten und weshalb dies geschah, ist bereits auseinandergesetzt worden. Es waren, wie gesagt, überwiegend Gründe der Zweckmäßigkeit, also Gründe sachlicher Natur. Daß für die persönliche Umgebung der Fürsten der Adel bevorzugt wurde, spielt keine entscheidende Rolle, da diese Stellen nicht sehr zahlreich waren. Höchstens läßt sich hier bemängeln, daß die Flügeladjutanten, abgesehen von den Prinzen, die günstigsten Beförderungsaussichten, wesentlich bessere sogar, als der Generalstab hatten, auch dann, wenn sie die für bevorzugte Beförderung gestellten Bedingungen dienstlichen Wissens und Könnens nicht dargetan hatten.

Bestehen blieb ferner die Tatsache, daß die Garde in der Hauptsache ausschließlich dem Adel zugänglich war. Die in den letzten Jahren vorgenommenen Versetzungen einzelner bürgerlicher Offiziere in die Garde, gewissermaßen als eine Art von Auszeichnung, änderten an dieser Tatsache nichts, denn das waren Ausnahmen. Überdies wurde damit die bevorzugte Sonderstellung der Garde nur noch

stärker unterstrichen. Diese bevorzugte Sonderstellung hat auch während des ganzen Krieges nicht aufgehört. Die Garde ist zwar nicht geschont worden; im Gegenteil, sie ist immer an den bedrohtesten und wichtigsten Punkten eingesetzt worden. Immerhin aber läßt sich nicht leugnen, daß ihr im allgemeinen die dankbaren Aufgaben übertragen wurden, während es eine Reihe bewährter Divisionen gab, die fast nur undankbare und schwere Abwehrkämpfe durchkämpfen mußten, ohne, wie man zu sagen pflegte, jemals „gelüftet" zu werden. Der Grundsatz, daß die Garde besseren Mannschaftsersatz erhalten müsse als andere Divisionen, ist auch im Kriege restlos durchgeführt worden, nur mit der einen Maßgabe, daß es außerdem auch noch einige hierin bevorzugte Liniendivisionen gab. Zwar befanden sich diese Truppen in der Regel an den Brennpunkten des Kampfes, aber sie wurden dafür auch früher als andere wieder zur Ruhe und Ausbildung herausgezogen und wurden in erster Linie wieder aufgefüllt. Die Heloten der Westfront dagegen kamen zur Erholung nach schweren Kämpfen gewöhnlich an eine sogenannte ruhige Front und erhielten dort — sehr spät — meist minderwertigen Ersatz oder gar keinen. Es mußte also dort unter erschwerten Bedingungen gearbeitet werden, und der Vergleich mit anderen Bevorzugten konnte unmöglich der Stimmung der Truppe förderlich sein. Hand in Hand damit ging, daß die so begünstigten Truppen auch in der Berichterstattung bevorzugt wurden. Erst in der letzten Zeit ist die Berichterstattung, wenn man so sagen darf, demokratischer geworden. Man ging hierin vielleicht sogar etwas zu weit, indem nun mit einemmal mit Vorliebe Unteroffiziere und Mannschaften in den Heeresberichten erwähnt wurden. Gerechte Gleichmäßigkeit war dabei selbstredend ausgeschlossen. Auch berührte es eigentümlich, daß einer der ersten, der auf diese Weise erwähnt wurde, ausgerechnet dem Regiment angehörte, dessen Chef der Feldmarschall v. Hindenburg war. Dies alles sind streng genommen Erscheinungen des Krieges, aber der Grund dazu war schon im Frieden gelegt dadurch, daß es schon in der Friedensarmee bevorzugte Truppenteile gab und weniger bevorzugte.

Eine gewisse Bevorzugung des Adels war in mancher Hinsicht in der Armee vor dem Kriege immerhin zu erkennen, obwohl sie im Prinzip stets abgeleugnet wurde. Wer sich z. B. die Mühe nimmt, die Verteilung der adeligen und bürgerlichen Regimentskommandeure der Kavallerie in der Zeit vor dem Kriege festzustellen, wird sich überzeugen, daß östlich der Weichsel und westlich des Rheins

das bürgerliche Element so stark überwog, daß jeder Zufall einer solchen Verteilung völlig ausgeschlossen war. Vielmehr mußte, da doch in den seltensten Fällen die Offiziere vom Leutnant bis zum Kommandeur in demselben Regiment blieben, hierin die Folge eines planmäßigen Waltens einer höheren Macht gesucht werden. Sehr oft konnte man hören, der N. N. „paßt" besser da und da hin. Andererseits aber wurde den in die Grenzgarnisonen Versetzten sehr häufig der Trost zuteil, eine Verwendung an der Grenze bedeute eine besondere Vertrauensstellung. Da die dienstlichen und noch mehr die außerdienstlichen Verhältnisse in den meisten Grenzorten weniger erfreuliche waren, hätte mancher dorthin Versetzte gerne auf die angebliche Auszeichnung verzichtet.

Daß die Grenzstandorte schon in früheren Zeiten nicht für ganz vollwertig angesehen wurden, das scheint am schlagendsten durch das Dasein des Lehrinfanteriebataillons bewiesen zu sein. Daß eine solche Schöpfung zur Gewährleistung gleichmäßiger Ausbildung in der Armee notwendig oder auch nur zweckmäßig wäre, hat im Ernst niemand geglaubt. Offenbar sollte dieser Truppenteil es ermöglichen, einen Teil der sonst weniger Bevorzugten wenigstens eine Zeitlang in einen bevorzugten Standort zu bringen, ohne ihn in die Garde versetzen zu müssen. Endlich mag noch bemerkt werden: Da, wo seit Jahrzehnten rein adelige Regimenter bestanden, da hatte es eine geschichtliche und, wie erwähnt, bis zu einem gewissen Grade auch sachliche Berechtigung. Beides fiel aber da weg, wo erst nachträglich der Versuch gemacht wurde, aus einem Regiment, das jahrelang sowohl adelige als auch bürgerliche Offiziere enthalten hatte, nun mit einem Male ein ausschließlich adeliges Regiment zu machen. Solches kam unter anderem dann vor, wenn zwei Regimenter aus irgendeinem Grund gegenseitig ihren Standort getauscht hatten. Dergleichen hat weder einen guten Eindruck gemacht, noch eine günstige Wirkung für den Dienst gehabt.

In der Hauptsache aber besteht ganz gewiß kein Grund mehr, Offizierstand und Junkertum einander gleichzusetzen und dem einen die ursprünglich gegen das andere gerichteten Vorwürfe mit aufzubürden, weil es für agitatorische Zwecke bequem ist. Mit demselben Recht oder Unrecht könnte man das Offizierkorps zu einem Vertreter des Kapitalismus stempeln und gelegentlich im Gegensatz dazu behaupten, der Offizierberuf sei nichts anderes als ein glänzendes Elend. Tatsächlich sind im deutschen Offizierkorps schon vor dem Kriege die verschiedensten Kreise vertreten gewesen, im

Kriege war dies dann noch in viel weiterem Umfang der Fall. Deshalb trifft jeder Vorwurf, der den Offizieren gemacht wird, eigentlich nicht einen besonderen Stand, sondern vielmehr das deutsche Volk in seiner Gesamtheit.

Nicht förderlich war dem Offizierberuf, daß die Anzahl der Stellen in den niederen Dienstgraden im Verhältnis zu den höheren außerordentlich stark überwogen. Die Folge davon war, daß nur ein geringer Bruchteil, und dieser erst in ziemlich vorgerücktem Alter, in die höheren Stellen gelangen konnte. Auch das System der bevorzugten Beförderung, das diesem Übelstand abzuhelfen bestimmt war, konnte ihn nicht ganz beseitigen, weil nicht etwa der Grundsatz maßgebend war, daß die bevorzugt Beförderten einen bestimmten Dienstgrad in einem bestimmten Lebensalter erreichen sollten, wie es dem Bedürfnis der Armee am besten entsprochen hätte. Vielmehr bestand die Bevorzugung darin, daß die Zeit, die in gewissen Dienstgraden zugebracht werden mußte, für die Bevorzugten um einen bestimmten Bruchteil verkürzt wurde. Wurde somit das Zeitmaß für die Beförderung überhaupt ein langsameres, so trat dasselbe auch für die bevorzugt Beförderten ein, die dann selbst, trotz der Bevorzugung, reichlich spät in die höheren Stellen einrückten. Das hatte im Frieden wiederum zur Folge, daß, um nicht völligen Stillstand herbeizuführen, der Wechsel in den höheren Stellen ein allzu rascher wurde, während die große Menge der Offiziere den größten Teil ihres Lebens in subalternen Stellungen zubrachte und so vielfach stumpf wurde, bis sie an die höheren herankam.

Es wird sich fragen, ob nicht schon aus diesem Grunde die Etatsstellen für die wirklichen Berufsoffiziere, d. h. solche, die mit wenigen Ausnahmen sich auch für die höheren Stellen in der Armee eignen, nicht erheblich verringert werden sollten. Dann können und müssen natürlich die Anforderungen an die wissenschaftliche Bildung des Offiziers gesteigert werden. Er hat aber dafür die ziemlich sichere Aussicht, in geistiger und körperlicher Frische in die höheren Stellen zu gelangen. Ein weiteres Bedürfnis ist, daß auch die niederen Grade entsprechend höher besoldet werden, da andernfalls vermutlich die Anziehungskraft des Berufs unter den veränderten Zeitumständen eine sehr geringe werden dürfte. Ohnehin müssen die auf Grund dieses Vorschlages für die Berufsoffiziere gestrichenen Stellen in den niederen Graden anderweitig besetzt werden. Hierzu bieten sich ohne weiteres die geeigneteren

der Berufsunteroffiziere dar, denen damit ebenfalls ein Wunsch erfüllt werden könnte. Sie würden die erheblich zu steigernde Fachausbildung des künftigen Berufsoffiziers nicht erhalten, sondern eine solche, die etwa der bisherigen Kriegsschulbildung der Offiziere entsprechen würde. Auf die Ausbildung wird später näher einzugehen sein. Das Bedenken, daß damit das Offizierkorps nicht mehr einheitlich wäre, erscheint nicht berechtigt, denn wie oben nachgewiesen wurde, war es ja auch jetzt schon mit der Einheitlichkeit des Offizierkorps nicht mehr allzuweit her. Überdies hat Frankreich bewiesen, daß man auch mit einem aus zwei verschiedenen Klassen zusammengesetzten Offizierkorps Hervorragendes leisten und einen Krieg gewinnen kann. Der gemachte Vorschlag würde nicht nur einem nicht unberechtigten Wunsche der Unteroffiziere abhelfen, sondern würde eine raschere Beförderung der Berufsoffiziere ermöglichen, womit die vielen verschiedenen Gesichtspunkte beseitigt würden, nach denen bisher eine bevorzugte Beförderung erfolgte und die vielfach schwere Willkürlichkeiten im Gefolge gehabt haben.

8. Absonderung der Offiziere

Ein Vorwurf, der gegen die Offiziere sehr häufig erhoben und der bereits kurz erwähnt wurde, ist der der zu weitgehenden Abschließung und Absonderung von der Zivilbevölkerung und von anderen Berufen. Eine solche ist nicht in Abrede zu ziehen, aber sie war viel weniger von Hause aus beabsichtigt, als vielmehr eine Folge der gesamten dienstlichen und außerdienstlichen Verhältnisse des Offiziers, gegen die der einzelne machtlos war. Meist hatte die Pflege der unbedingt gebotenen Geselligkeit schon einen derartigen Umfang angenommen, daß sie allein der Kosten wegen nur von sehr wenigen Offizieren auch auf andere Kreise als die der Offiziere ausgedehnt werden konnte. Wo das möglich war, hat gewiß niemand dagegen gearbeitet, und die Wirkung eines solchen Verkehrs in anderen Kreisen ist für beide Teile immer eine recht gute gewesen. Zahlreiche Vorurteile auf beiden Seiten sind auf diese Weise sehr rasch verschwunden. Deshalb wird man zugeben müssen, daß das Vorhandensein der Offizierkasinos fraglos seine zwei Seiten hatte. Anzuerkennen ist, daß die Kasinos das kameradschaftliche Zusammensein, die Erziehung des Nachwuchses erleichtert und damit mittelbar den Dienstbetrieb außerordentlich gefördert haben. Dem minderbemittelten Offizier konnte eine gute preiswerte Verpflegung be-

schafft, die Offiziere konnten von vielen unnützen Ausgaben abgehalten und auch vor manchen Ausschreitungen bewahrt werden. Es darf dabei nicht übersehen werden, daß die ersten Leutnantsjahre für den Offizier das darstellten, was sonst die Studienjahre auf der Universität sind.

In anderer Hinsicht haben die Kasinos allerdings auch weniger gut gewirkt, vor allem in einer Zeit, in der der massenhafte Alkoholgenuß allgemein als eine standesgemäße Betätigung der gebildeten männlichen Jugend galt. Diese Richtung, die sehr bald nach dem Kriege 1870/71 eingesetzt hat und die erst in den neunziger Jahren allmählich abzuflauen begann, hat vielen vortrefflichen Offizieren schweren Schaden an ihrer Gesundheit gebracht und ihrer Laufbahn, vielfach auch ihrem Leben, ein verfrühtes Ende bereitet. Die verhältnismäßige Abgeschiedenheit der Kasinos, wo man ganz unter sich war, oder wenigstens zu sein glaubte, hat das fraglos begünstigt. Die Gefahr lag außerdem sehr nahe, daß die „Leistungen" des Offiziers im Kasino bei seiner Beurteilung mit verwertet wurden, sei es in wohlwollendem, sei es in übelwollendem Sinne. Es gab jedenfalls eine ganze Reihe von Vorgesetzten, denen man nicht in letzter Linie durch Leistungen im Trunke imponieren konnte. Und in der Qualifikation spielte die Beurteilung als Gesellschafter im Kameradenkreise zuweilen eine nicht unwichtige Rolle. Wonach sich manche vortrefflich zu richten wußten! Immerhin ist zuzugeben, daß dieser deutsche Erbfehler in den letzten Jahren vor dem Kriege in einer sehr erfreulichen Weise zurückgegangen war.

Jedenfalls aber begünstigten die Kasinos ungemein die Absonderung des Offiziers von anderen Berufen. Die Folge davon war oft, daß der Offizier diesen Berufen fremd und mitunter selbstüberhebend gegenübertrat, und daß umgekehrt diese wiederum von Vorurteil gegen die Offiziere erfüllt waren. Das wenige, was zwei sich im allgemeinen fremde Kreise gegenseitig voneinander erfahren, ist in der Regel das weniger Erfreuliche, denn dieses dringt viel leichter in die Öffentlichkeit und wird bereitwilliger geglaubt als das Gute. Daher gab es in Deutschland viele Tausende, die den Offizier schlechthin für einen beschränkten, aufgeblasenen, trägen und widerwärtigen Burschen hielten, so wie ihn die Karikaturen des Simplizissimus oder anderer Witzblätter darzustellen pflegten. Dabei sind in sehr vielen Fällen Offiziere selbst die Verfasser solcher Scherze gewesen.

Überhaupt war es ebenso überflüssig als schädlich, daß so sehr

vieles im militärischen Leben, und gerade das, was sich auf die Offiziere bezog, geflissentlich hinter verschlossenen Türen verhandelt wurde. Die Mehrzahl davon brauchte das Licht der Öffentlichkeit nicht zu scheuen. Mit den Stichworten „Geheim", „Persönlich" wurde vielfach zu weit gegangen. Auch der Ausschluß der Öffentlichkeit im Militärgerichtsverfahren wegen angeblicher Gefährdung militärischer Interessen hat sehr oft mehr geschadet als genutzt. Jede Geheimhaltung erweckt naturgemäß Mißtrauen und führt sehr häufig zu ganz irrtümlichen Vermutungen, die weit über die Tatsachen hinausgehen. Beispiele hierfür würde jeder ältere Offizier namentlich auch aus dem Bereich der Ehrengerichte leicht beibringen können.

Die Ehrengerichte sind viel angefeindet worden. Es würde zu weit führen, auf diese Frage näher einzugehen, außerdem ist es keine reine Offizierstandesfrage. Es darf aber hier bemerkt werden, daß ehrengerichtliche Verfahren im Kreise der Offiziere des Beurlaubtenstandes häufiger vorkamen als in dem der aktiven, und daß sie überhaupt recht selten vorkamen.

9. Offizierausbildung

Was dem Offizierstand bisher in den Augen der Angehörigen vieler anderer Berufe nicht unerheblich geschadet hat, war der Umstand, daß der Offizier für seine Fachausbildung scheinbar eine erstaunlich kurze Zeit benötigte. Im allgemeinen wurde der Fahnenjunker sechs Monate beim Truppenteil praktisch ausgebildet, anschließend hieran erfolgte eine etwa dreivierteljährige theoretisch-praktische Ausbildung auf einer Kriegsschule. Wenige Monate später wurde der Anwärter Leutnant. Mit anderen Worten, der Offizieranwärter „studierte" knapp etwas mehr als ein Semester und hatte überdies ein halbes Jahr Frontdienstleistung, statt eines ganzen Jahres. Hieraus wurde vielfach gefolgert, daß für den Offizierberuf ein bedenkliches Mindestmaß theoretischer Kenntnisse ausreichend sei. Das war nun freilich ein Irrtum, denn der auf diese Weise ausgebildete junge Mann besaß entfernt noch nicht, weder die praktischen Fähigkeiten, noch die theoretischen Kenntnisse, die ihn zur richtigen Ausübung seines Berufes, wenn auch nur in der Stellung eines Subalternoffiziers befähigten. Beide Arten von Kenntnissen hatte er sich erst innerhalb mehrerer Jahre unter Anleitung seiner Vorgesetzten im praktischen Truppendienst zu erwerben.

Rascher bei guter Begabung und wenn er Glück in der Wahl seiner Vorgesetzten, namentlich des Kompagniechefs, gehabt hatte, andernfalls langsamer oder auch gar nie. Die Sache lag einfach so, daß der Staat mit einem Mindestmaß an Kosten und auch an Zeit für die Ausbildung des Offiziersatzes auskommen mußte. Er sagte sich, ein solches Maß würde unter entsprechender Ergänzung bei der Truppe, die selbst ein Interesse daran haben mußte, für die niederen Stellen in der Armee vollkommen ausreichen. Dem persönlichen Fleiße des einzelnen müßte es weiter überlassen bleiben, sich die Eignung für die höheren Stellen der Armee zu erwerben, indem er sich zum Besuch der Kriegsakademie vorbereitete.

Vielfach ist die Forderung erhoben worden, als Vorbildung für den Offizieranwärter die Reifeprüfung für das akademische Studium zu verlangen. Das Reifezeugnis wurde auch sehr gerne gesehen, und in Bayern ist es tatsächlich möglich gewesen, diese Forderung durchzusetzen, aber im übrigen Reiche wäre es ganz unmöglich gewesen, die vielen Fehlstellen an Leutnants auf diese Weise zu besetzen. Überdies ist zu bemerken, daß sehr viele hervorragend tüchtige Offiziere in den höchsten Stellungen das Abiturientenzeugnis nicht besessen haben. Dagegen wäre es wünschenswert, daß für die Fachausbildung sämtlicher Offiziere in Zukunft von Staats wegen etwas mehr geschehen würde, als bisher der Fall gewesen ist. Das bezieht sich auch auf praktische Fähigkeiten. So ist beispielsweise die Pferdeausbildung auch bei vorhandener Begabung erst nach längerer Zeit erlernbar, so daß ein neuernannter Offizier in diesem Dienstzweig zunächst überhaupt nicht mit wirklichem Nutzen verwendbar ist. Aus allen diesen Gründen scheint es richtiger, den Offizier künftig erst nach einigen Dienstjahren zum Grade eines Offiziers zu befördern, nämlich erst dann, wenn er im Truppenteil mit vollem Nutzen ohne beständige Nachhilfe seitens der Vorgesetzten als Lehrer verwendbar ist. Damit wird sein Ansehen der Mannschaft wie anderen Berufen gegenüber nur gewinnen können. Auch ist es nicht gerechtfertigt, daß ein junger Mann, der sich streng genommen noch in der Ausbildungszeit befindet, hierfür dasselbe oder doch fast dasselbe Gehalt bezieht, wie der ältere Kamerad, der dem Staate etwas Vollwertiges dafür leistet.

Für solche, die sich ihr Urteil über den Offizier ausschließlich auf Grund ihrer Kriegserfahrungen gebildet haben, muß hier wiederum bemerkt werden, daß wir an den Truppenoffizier vor dem Krieg ganz wesentlich höhere Anforderungen gestellt haben, als wir im

Kriege notgedrungen stellen konnten. Nicht einmal die Zeit der Ausbildung gibt hierfür einen Anhalt, denn die Ausbildung bei den Ersatzformationen ließ, ganz besonders zu Anfang des Krieges, fast alles zu wünschen übrig. Auch die Übungslehrgänge hinter der Front konnten solche Verhältnisse kaum mehr ausgleichen. Die Rekrutendepots der Feldtruppen aber litten nicht minder andauernd unter einem an Zahl und Befähigung unzureichendem Ausbildungspersonal. Selbst die besonderen Offizieraspirantenkurse auf Übungsplätzen haben mitunter sehr enttäuscht. So kamen im Mai 1918 zu einer Zeit, wo die Offensive nicht nur seit Monaten beschlossen, sondern schon seit Wochen im Gange war, bei einer Division als Auffüllung vor einer neuen Offensive einmal 40 neuernannte Offiziere von einem solchen Lehrgang ein, die samt und sonders nur die „Abwehrschlacht" erlernt hatten. Über alles jedoch, was zum Infanterieangriff gehört, waren sie völlig ahnungslos. Dies zu einer Zeit, in der unsere Presse unablässig wiederholte, wie sehr die deutsche Armee ihren Feinden, besonders den Amerikanern, im Bewegungskriege überlegen sei. Leider waren diese Zeiten damals bei uns längst vorbei.

Zur Heranbildung der gewöhnlichen Truppenoffiziere wird der theoretische Lehrstoff der bisherigen Kriegsschulen im großen ganzen genügen. Wegen der Fortschritte des Waffenwesens und der Nachrichtenmittel wird er natürlich entsprechend zu erweitern sein. In praktischer Hinsicht ist aber die bisherige Kriegsschulausbildung nicht ausreichend, denn gerade hierin mußte bei den jungen Offizieren bei der Truppe so sehr viel nachgeholfen werden. Deshalb empfehlen sich vielleicht solche Einrichtungen, die mehr den Übungskursen während des Krieges oder den vor dem Kriege für Offiziere des Beurlaubtenstandes bestimmten entsprechen, also mehr eine Art von Übungstruppenteilen.

Für die berittenen Waffen sind Reitschulen nötig, ähnlich wie die kleinen Reitschulen, die wir schon vor dem Kriege in kleinerem Umfang hatten, die aber nur von einem Bruchteil der Offiziere besucht werden konnten. Die Reitausbildung aller Waffen würde eine dankbare und notwendige Aufgabe der bestehenbleibenden Kavallerieverbände bilden können.

An den eigentlichen Berufsoffizier, wie er oben definiert wurde, werden aber künftig schon von vornherein erheblich höhere Anforderungen gestellt werden müssen. Das Berufsoffizierkorps

sollte künftig an wissenschaftlicher Durchbildung das gewinnen, was es an Zahl notgedrungen verlieren wird. Wenigstens dann, wenn sich die Überzeugung wieder durchgerungen haben wird, daß jeder Staat eines brauchbaren Heeres bedarf, und daß der Berufsoffizier eine ganze Reihe von Kenntnissen benötigt, um seinen Beruf wirklich mit Erfolg ausüben zu können. Um in den Kasernen eine schlechte Aufsicht zu führen, wie das jetzt nach der Revolution die einzige Aufgabe der Offiziere geworden ist, dazu bedarf es freilich gar keiner Fähigkeiten. Vielmehr wird derjenige Offizier am beliebtesten sein und am längsten wiedergewählt werden, der seinen Dienst am nachsichtigsten, mit anderen Worten am mangelhaftesten besorgt. Je kleiner die zukünftige Miliz sein wird, desto mehr muß das Offizierkorps leisten. Es muß eine Pflanzschule sein nicht nur für den Offizier der niederen und mittleren Frontstellen, sondern auch für die Generalstabsstellen und höheren Führerstellen. Der künftige Berufsoffizier wird sich nicht nur auf die genaueste Kenntnis der eigenen Waffengattung beschränken dürfen, sondern er wird den Anforderungen an den niederen Offizier aller Hauptwaffengattungen, d. h. der Infanterie, der Einheitsartillerie und der Pioniere, wenigstens bis zu einem gewissen Grade entsprechen müssen, vor allem auch im praktischen Dienst. Der Berufsoffizier würde damit von vornherein zu einer Art von Generalstabsoffizier. Die Schulung im eigentlichen Dienst des Generalstabes würde nach wie vor späteren Dienstjahren vorbehalten und die Verwendung dort von einer gewissen Sichtung abhängig gemacht, die sich schwerlich entbehren läßt, wenn nicht völlige Willkür herrschen soll. Dringend notwendig ist es aber, daß jeder ältere Offizier viel eingehendere Kenntnisse vom Dienste der anderen Waffengattungen besitzt, als dies bisher der Fall war. Es liegt ferner kein Grund vor, weshalb die Aufgaben der höheren Truppenführung nicht schon in ganz jungen Jahren theoretisch in Angriff genommen werden sollen. Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß zur Erfassung dieser sehr einfachen Lehren ein höheres Lebensalter notwendig sei. Wer Begabung für solche Dinge hat, erfaßt und verarbeitet sie viel besser in der Jugend, als wenn er erst im späteren Alter daran geht. Im späteren Alter nimmt man Neues nur ungenügend in sich auf und hat um so weniger Neigung dazu, wenn Gehilfen im Amte zur Verfügung stehen, denen dann leicht allzuviel überlassen wird.

Vor allem aber muß damit gebrochen werden, daß ein junger Offizier, ohne vorher in der Truppe gedient zu haben, aus einer

Lehranstalt heraus unmittelbar als Offizier zur Truppe kommt, wie dies bei den Selektanern der Hauptkadettenanstalt der Fall war. Gewiß waren dies ausgewählte Offizieranwärter, und sie sind auch in der Mehrzahl sehr gute Offiziere geworden, aber das Übermaß an Selbstbewußtsein, das die meisten von ihnen schon zur Truppe mitbrachten, war durchaus ungerechtfertigt und hat der Mannschaft gegenüber häufig nicht vorteilhaft gewirkt. Der Offizier selbst hat sich vielfach ganz falsche Vorstellungen über die Wirkung und den Eindruck seines dienstlichen Auftretens gemacht, weil im militärischen Leben jede Kritik des Untergebenen ausgeschlossen war. Wurde sie auch zum großen Teile durch die Kritik der Kameraden und der Vorgesetzten ersetzt, so ist es doch eine alte Wahrheit, daß gerade der Untergebene schärfer sieht. Aber gerade weil man eine Kritik des Untergebenen da, wo auch nur ein Funken von Manneszucht bestehen bleiben soll, unter gar keiner Bedingung zulassen kann, muß unter allen Umständen dafür gesorgt werden, daß der Soldat nur ganz vollwertige Offiziere als Vorgesetzte zu sehen bekommt.

Über das Kadettenkorps werden die Ansichten immer verschieden sein. Seine guten Seiten sind nicht in Abrede zu ziehen, vor allem die Möglichkeit für Offiziere, ihre Söhne bei den vielen Versetzungen dauernd in derselben Lehranstalt mit geringen Geldopfern belassen zu können. Auch ist anzuerkennen, daß die Kadettenkorps ihren Zöglingen starkes Pflichtgefühl und ein sicheres militärisches Auftreten beibrachten, das den Offizieranwärtern, die aus bürgerlichen Schulen hervorgingen, namentlich, wenn sie aus nicht militärischen Kreisen stammten, vielfach erst nach geraumer Zeit beigebracht werden konnte. Deshalb haben viele Regimentskommandeure mit großer Vorliebe Kadetten als Nachwuchs in ihrem Regiment gesehen. Das gewandte Auftreten vor der Front unter allen Umständen, sogar auch da, wo der Betreffende der Sache innerlich nicht so ganz sicher war, ist im militärischen Leben fraglos von großer Bedeutung.

Nicht zu leugnen aber ist, daß die Schulbildung des Kadettenkorps unter einer gewissen Einseitigkeit gelitten hat, einer Einseitigkeit, die sehr viele Offiziere ihr ganzes Leben hindurch nie los wurden und selbst nur in den seltensten Fällen bemerkt haben. Es möchte auch scheinen, daß in den Kadettenkorps mitunter eine zu starke Standes- und Selbstüberhebung großgezogen worden ist, die in vereinzelten Fällen zu einem unangenehmen Dünkel geführt hat, der zu den Fähigkeiten und Leistungen des Betreffenden in schroffem

Gegensatz stand. In den meisten Fällen war diese Selbstüberhebung nicht weiter schlimm gemeint, sondern eine mehr harmlose äußerliche Angewöhnung, die sich in späteren Jahren verlor, aber sie wirkte doch sehr häufig auf Angehörige anderer Berufe lächerlich oder abstoßend. Auch eine gewisse Geringschätzung der Wissenschaft geht bei vielen fraglos auf die Eindrücke im Kadettenkorps zurück. Daß viele hochbedeutende ernste, wahrhaft bescheidene und vornehm denkende Offiziere aus dem Kadettenkorps hervorgegangen sind, wird nicht bestritten, kann aber in dem obigen Urteil nicht beirren. Eine bedeutende Persönlichkeit wird in allen Berufen das, was sie wird, vor allem durch sich selbst, nicht durch die Äußerlichkeiten der Erziehung. Die Erziehungsmethoden aber müssen auf die große Menge der Durchschnittsmenschen zugeschnitten werden. Ein höherer Truppenführer, der nur eine einseitige, rein militärische Ausbildung und Vorbildung genossen hat, wird immer Gefahr laufen, alle Vorgänge des Krieges einseitig nur durch die militärische Brille anzusehen. Der Krieg aber ist im 20. Jahrhundert eine so verwickelte Erscheinung, daß jede einseitige Beurteilung zu den schwersten Irrtümern in der Einschätzung der maßgebenden Faktoren des Kampfes führen kann. Es ist also dringend zu wünschen, daß die Vorbildung des höheren Offiziers der Zukunft künftig auf eine breitere Grundlage gestellt wird.

Ein unzeitgemäßer Irrtum des alten Staates war es ferner, zu glauben, dem Heere und dem Offizierkorps würde eine besondere Ehre dadurch erwiesen, daß die königlichen Prinzen schon in ihrem zehnten Lebensjahre zu Offizieren ernannt und dann in rascher Stufenfolge zu den höheren Dienstgraden befördert wurden. Sowohl bei den Fürstensöhnen selbst als bei breiten Schichten des Volkes hat dies vielmehr zu der Anschauung geführt, daß zur Ausübung des Offizierberufes eine sehr geringe Diensterfahrung und eine sehr kurze Dienstzeit vollauf genüge. Dazu kam, daß die Mehrzahl der Prinzen selbstverständlich ein großes Maß von Berücksichtigung seitens der Vorgesetzten genossen und somit den Beschwerlichkeiten des Dienstes lange nicht in dem Maße ausgesetzt waren wie jeder andere Offizier. Wohl gab es fürstliche Offiziere, die ihren Stolz darein gesetzt haben, ihren Dienst haargenau so zu tun wie andere. Es gab aber auch zahlreiche, die anders dachten und denen der Dienst mehr ein angenehmer Zeitvertreib war, der in weitgehendem Maße durch Urlaub unterbrochen werden konnte. Auf die gewöhnlichen Offiziere wirkte das andauernde Übersprungenwerden durch

die Prinzen nicht immer erfreulich ein. Wurden doch manche Prinzen — nicht etwa der Thronfolger, für dessen rasche Beförderung Staatsinteressen geltend gemacht werden können — mit einem Dienstalter und in einem Lebensalter Generale, in dem die gewöhnlichen Sterblichen noch nicht einmal zum Stabsoffizier heran waren. Auch ohne die völlige Staatsumwälzung wäre hierin eine Änderung dringend geboten gewesen.

Vielfach ist auch über den schroffen, kurz angebundenen Ton Klage geführt worden, der in der Armee geherrscht und eine menschenunwürdige Behandlung dargestellt habe. Es mag sein, daß dies in anderen Armeen weniger der Fall war. Aber nur wenige kennen die fremden Armeen so genau, um hierüber wirklich einwandfrei urteilen zu können. Fremden Offizieren ist dieser schroffe Ton bei uns jedenfalls mitunter unangenehm aufgefallen. Er war indessen mehr eine Äußerlichkeit, wenn auch zuzugeben ist, daß, wie auch sonst im Leben, die Grobheit vielfach ein Mittel ist, um die mangelhafte Sachkenntnis zu verdecken. Der Berufsunteroffizier und der Berufsoffizier haben jedenfalls unter diesem schroffen Ton mehr zu leiden gehabt, als der gewöhnliche Soldat während seiner kurzen Dienstzeit. Sie haben sich nur schließlich daran mehr gewöhnt. Wer übrigens über eine längere Diensterfahrung verfügte, der gab dem groben und dabei ehrlichen Vorgesetzten in der Regel den Vorzug vor einem solchen, der ins Gesicht liebenswürdig und anscheinend wohlwollend war, dagegen niemals für den Untergebenen eintrat.

So wird wohl zuzugeben sein, daß im alten System gewiß manches überholt und veraltet, vieles verbesserungsbedürftig war, was den Offizierstand anlangt. Aber im großen ganzen wurde doch von allen Stellen sorgfältig darauf gesehen, daß der Offizier gewissenhaft seinen Dienst tat, keinerlei Ausschreitungen beging und andauernd für seine Weiterbildung sorgte. Und jeder Vorurteilslose wird einräumen müssen, daß unsere jungen Offiziere vor dem Kriege wirklich nicht schlechter gewesen sein können als die unserer Gegner, und daß sie sich ganz besonders durch Pflichttreue bis in den Tod ausgezeichnet haben. Es sind ja auch im Frieden alle Elemente, die in bezug auf Pflichttreue, Zuverlässigkeit und Gewissenhaftigkeit zu wünschen übrig ließen, sorgsam ausgeschieden worden. Daß das Wissen und Können des deutschen Offiziers nicht minderwertig war, beweist der Umstand, daß fremde Mächte noch vor Abschluß des Friedens bestrebt waren, deutsche Offiziere anzuwerben. Ohne das Pflichtgefühl, die Zuverlässigkeit und den unbedingten

Gehorsam des deutschen Offiziers wären unsere unbestrittenen Kriegserfolge gegen Überlegenheit niemals möglich gewesen. Es wird nicht übertrieben sein, wenn behauptet wird, daß diese Eigenschaften zu den Erfolgen mehr beigetragen haben als die Anordnungen der höheren Führung, über die erst die Geschichte abschließend urteilen wird. Wäre es möglich gewesen, sämtlichen neuernannten 150 000 Kriegsoffizieren zugleich mit der Verleihung der Achselstücke restlos den ganzen Geist, das Fühlen und Denken des einstigen guten Friedensoffiziers einzuhauchen, dann hätte wohl der Krieg, wenn auch nicht siegreich, so doch wohl nicht so unsäglich traurig geendet. Gehorsam und Pflichtgefühl stehen allerdings in jetzigen Zeiten nicht mehr hoch in der Bewertung durch die öffentliche Meinung. Die Herrenmoral der Gasse erklärt solche Eigenschaften für rückständig und überholt. Wer nur zerstören will, für den sind solche Eigenschaften nicht nur unnütz, sondern vielmehr hinderlich und verhaßt. Er macht sie verächtlich mit dem Schlagwort Kadavergehorsam. Und wie durch ein vom Parteihaß mit Vorbedacht gelenktes Brennglas wird die Erbitterung der Nation auf den Träger dieser Ideen, den Offizier, vereinigt, um sie von den wahrhaft sittlich faulen Teilen der Nation, den Kriegsgewinnlern und den Revolutionsgewinnlern, abzulenken.

Wer aber nicht zerstören, sondern wieder aufbauen will, der wird nicht umhin können, die Eigenschaften wieder zu erwecken, die im alten Heere hochgehalten wurden und die ihrerseits das alte Heer zu dem gemacht haben, was es gewesen ist, und zu dem befähigt haben, was es geleistet hat.

10. Sichtung der Offiziere

Wenn somit die Erziehung und Ausbildung des Offiziers wenig zu wünschen übrig ließ, so bleibt zu untersuchen, ob auch die weitere Laufbahn des Offiziers ein durchaus erfreuliches Bild bot, und ob die Auswahl der Offiziere für die hohen und maßgebenden Stellen des Heeres eine restlos einwandfreie gewesen ist. Ein abschließendes Urteil hierüber wird wiederum nur die spätere Kriegsgeschichte fällen können. Hier lassen sich nur gewisse Anhaltspunkte aus der Gesamtheit des militärischen Dienstbetriebes zusammentragen, die mit einiger Wahrscheinlichkeit mehr oder weniger berechtigte Rückschlüsse erlauben.

Die Sichtung der höheren Offiziere geschah hauptsächlich auf Grund ihrer Leistungen bei den größeren Truppenübungen und anläßlich der Truppenbesichtigungen. Diese standen

unter dem Einfluß des preußischen Kriegsministeriums, des großen Generalstabes und der verschiedenen Generalkommandos. Die entscheidende Behörde für die Beförderungen war jedoch das Militärkabinett. Sehen wir vom bayrischen Kriegsministerium ab, dem eine Sonderstellung zukam, so waren die Kriegsministerien der Bundesstaaten, also das sächsische und württembergische, füglich entbehrliche Behörden, weil ihnen nur ein sehr geringes Maß von Selbständigkeit geblieben war. Insbesondere hatten sie auf die Ausbildung der Truppen, auf Truppenübungen und Dienstvorschriften so gut wie gar keinen Einfluß.

Das Dasein des Militärkabinetts in Preußen widersprach streng genommen der Verfassung und war ein Rest von Absolutismus. Die Krone konnte sich nicht entschließen, auf einen Teil der unumschränkten Kommandogewalt zu verzichten und wollte die Ernennungen der Offiziere ohne Gegenzeichnung eines verantwortlichen Ministers vollziehen. Die Gegenzeichnung des Kriegsministers ist in Preußen erst kurze Zeit vor der Revolution auf Drängen der Opposition eingeführt worden. Viel geändert hat das an der Stellenbesetzung schwerlich, denn eine dem Kriegsministerium unterstellte Personalienabteilung konnte wohl kaum nach anderen Grundsätzen arbeiten als das selbständige Militärkabinett.

Ebenso wie das Militärkabinett, hatte sich im Laufe der Zeit der Chef des Generalstabes der Armee mit seinen Unterorganen, dem großen Generalstab, vom Kriegsministerium losgelöst und selbständig gemacht. Die Abtrennung des großen Generalstabes vom Kriegsministerium war im wesentlichen das Werk des Feldmarschalls Moltke gewesen und hatte im wesentlichen darin ihren Ursprung, daß Moltke in den Kriegen von 1866 und 1870 tatsächlich das gewesen war, was man in anderen Heeren den Generalissimus nennt, wenn er auch, als streng korrekter Monarchist, stets die Fiktion aufrechterhielt, nur ein Gehilfe seines königlichen Herrn zu sein. Ohne Zweifel hat diese Trennung die Entwicklung des Generalstabs durchaus vorteilhaft beeinflußt, so daß wohl im ganzen die Vorteile überwogen haben. Immerhin machten sich doch auch erhebliche Nachteile geltend. Durch die Gleichstellung von Kriegsministerium und Generalstab kam unwillkürlich ein Gegensatz zwischen beide Behörden, der dadurch verschärft wurde, daß die Offiziere beider Behörden, von wenigen Ausnahmen abgesehen, sich aus verschiedenen Kreisen ergänzten und deshalb einander vielfach fremd, wenn nicht geradezu mit Vorurteil gegenüberstanden. Die Referenten

des Kriegsministeriums hatten im allgemeinen größere Machtbefugnisse als die gleichalterigen Kameraden im großen Generalstabe und waren auch vielfach besser gestellt. Die Offiziere des großen Generalstabs taten sich vielfach darauf etwas zugute, daß sie aus einer außerordentlich strengen Sichtung hervorgegangen waren, was bei den Offizieren des Kriegsministeriums nicht oder doch nicht durchweg der Fall war. Trotz aller im Grundsatz angestrebten Trennung überlagerten sich aber die Geschäftsgebiete beider Behörden vielfach. So kam es, daß das Zusammenarbeiten vielfach zu wünschen übrig ließ. Beide Behörden neigten dazu, sich gegenseitig zu reiben, und in vielen Dingen ist nicht einträchtig zusammen, sondern gegeneinander gearbeitet worden. Das wäre wohl vermieden worden, wenn beide noch eine gemeinsame Spitze besessen hätten. Der Kriegsminister war genötigt, für vieles die Verantwortung zu übernehmen, das gar nicht eigentlich aus seinem Ressort hervorgegangen war. Der Generalstab hielt sich seines Arbeitsgebietes und seiner ganzen Organisation wegen für berechtigt und verpflichtet, in den großen Fragen der Kriegführung, mithin auch der Kriegsvorbereitung ein entscheidendes Wort zu sprechen. Dagegen besaß er im Frieden keine Kommandogewalt über die Truppen, die ja allerdings auch das Kriegsministerium nicht hatte, aber auch nicht einmal, wie dieses, den Truppen gegenüber ein Recht, Verfügungen zu erlassen. Dieses Verfügungsrecht erstreckte sich in weitem Maße auf das, was hier für uns eine Rolle spielt, nämlich auf die Ausbildung der Truppen. In dieser Hinsicht bildete der Generalstab mehr oder weniger nur eine beratende Behörde, allerdings schon infolge der Leitung der Kaisermanöver eine sehr maßgebende.

Die Dienstvorschriften für die Truppenausbildung, die bis zum Kriege den alten Namen Reglement beibehalten mußten, wurden meist durch besonders eingesetzte Kommissionen bearbeitet. Sie gingen dann als königliche Erlasse, gegengezeichnet vom Kriegsminister, also unter dessen Verantwortung, heraus. Auch hatte das Kriegsministerium die Ermächtigung, Zusätze und Abänderungen herauszugeben, sofern sie nicht grundsätzlicher Art waren. Die grundlegenden Bestimmungen für die Truppenausbildung waren auf diese Weise an ein ziemlich umständliches Verfahren gebunden. Vielleicht hatte dies den Nachteil, daß Fortschritte sich langsam durchsetzten, besonders deshalb, weil in den Kommissionen natürlich die ältesten Offiziere ausschlaggebend waren. Andererseits gewährleistete das aber eine gewisse Stetigkeit, deren großen Wert wir erst im Felde schätzen gelernt haben, weil sie dort völlig aufgegeben wurde.

Fraglos ist es auch während des Krieges notwendig, sich zwingenden Fortschritten nicht zu verschließen und auch das Kampfverfahren einigermaßen dem Verhalten des Gegners anzupassen, aber im letzten Kriege hatte man den Eindruck, daß hierin des Guten wohl zuviel geschah. Namentlich gegen den Schluß des Krieges wurde das Kampfverfahren, und zwar nicht nur in unwesentlichen Dingen, in sehr kurzen Zwischenräumen abgeändert, so daß ein Gefühl der Unsicherheit entstehen mußte. Was im Frieden bei weit besser geschultem Ausbildungspersonal und unter wesentlich erleichterten Bedingungen allemal erst nach reiflichster Überlegung und Beratung vielgliedriger Kommissionen abgeändert wurde, das sollte mit einem Personal, das schon die bisherigen Vorschriften nur mangelhaft beherrschte, dicht am Feind der Truppe in kürzester Frist neu beigebracht werden. Denn fast immer fand sich bei den Einführungsbestimmungen ein Satz wie: „Die Führer aller Grade sind persönlich dafür verantwortlich, daß diese neuen Bestimmungen der Truppe in kürzester Zeit in Fleisch und Blut übergehen." Und die Vorschriften waren allemal kaum eingetroffen, als irgendein Vorgesetzter die neue Kampfmethode bereits besichtigen wollte. Dabei mußte man mitunter den Eindruck gewinnen, daß keineswegs immer zwingend notwendige Änderungen stattgefunden hatten, sondern daß anscheinend nur irgendein anderer Berichterstatter als die bisherigen zufällig an maßgebender Stelle Gehör gefunden hatte. Während ferner im Frieden alle Ausbildungsvorschriften ausnahmslos die kaiserliche Unterschrift trugen, und Feldmarschall Moltke 1870 fast regelmäßig die Formel: „Seine Majestät befehlen" anwandte, trugen die meisten Vorschriften im Kriege nicht einmal die Unterschrift des Chefs des Generalstabes des Feldheeres, sondern meist nur die des ersten Generalquartiermeisters, obwohl sie im Buchdruck hergestellt wurden.

Im Frieden war der Einfluß auf die Ausbildung in der Hauptsache vom Kommandierenden General ausgegangen, der hierin, abgesehen von der Festsetzung des Wortlautes der Vorschriften, eine fast unbeschränkte Selbständigkeit genoß. Er war es, der das Gerippe der Dienstvorschriften gewissermaßen mit lebendigem Fleisch und Blut umgab, vor allem, wenn er eine starke Persönlichkeit war, die ihr Wissen und Können weniger dem Autoritätenglauben, als dem eigenen Nachdenken verdankte. Freilich gab es auch solche, die mehr nur selbst sich auf Grund ihres hohen

Dienstrangs für ausgesprochene Persönlichkeiten hielten, als daß sie es wirklich gewesen wären. Solche Herren pflegten sich mehr auf Äußerlichkeiten zu versteifen. Auf diese Weise hauptsächlich sind die mitunter wunderlichen Auswüchse einer örtlichen Korpstaktik entstanden, die weiterhin durch das bald erschöpfte Einerlei des ständigen Truppenübungsplatzes immer mehr zu einer reinen Lokaltaktik wurden. Es kam dann viel weniger darauf an, taktisch richtig nachzudenken und rasche Entschlüsse zu fassen, als von vornherein die Ansichten des maßgebenden Vorgesetzten zu kennen.

Solche Gefahren waren freilich da ausgeschaltet, wo man es mit wirklich überragenden Vorgesetzten zu tun hatte. Diese erschöpfend aufzuzählen, kann nicht die Aufgabe dieser Blätter sein. Es seien als Beispiel hier nur die beiden Feldmarschälle v. Bülow und v. Eichhorn genannt, die leider im Weltkriege nicht mehr im Vollbesitze ihrer einstigen Frische waren, um so in die Erscheinung treten zu können, wie dies ein oder zwei Jahrzehnte früher der Fall gewesen wäre. Solche Männer haben in den Dienstvorschriften immer nur ein Mittel zum Zweck, niemals einen Selbstzweck erblickt und sie beinahe als ein notwendiges Übel angesehen. Sie verstanden es, mit dem für andere als starrer Kanon geltenden Wortlaut der Dienstvorschriften frei wie gottbegnadete Künstler zu schalten.

Leider gelangten aber auch nicht wenige Männer in die höchsten Stellungen, denen der Buchstabe der Vorschrift alles war und denen der lebendigmachende Geist fehlte. Auch die lange Reihe dieser Generale hat selbstredend das Beste gewollt. Sie waren auch in der Mehrzahl ehrlich davon überzeugt, eine selbständige Meinung in taktischen Dingen zu besitzen und hatten wohl auch eine solche in gewissen Einzelheiten. Und weil diese Ansicht, als von höchster militärischer Stelle im Armeekorps ausgehend, unwidersprochen blieb, so erschien sie ihrem Träger und auch sehr vielen anderen sehr bald schlechthin als die einzig mögliche und richtige. Bezeichnend für diese Klasse von Vorgesetzten war die scharfe Betonung und Überschätzung von Einzelheiten, auf die es im Kriege keineswegs ankommt. Dahin gehört zum Beispiel die im Frieden so viel umstrittene Frage, auf welcher Entfernung vom Gegner die sogenannte Hauptfeuerstellung der Infanterie oder auf welcher die Sturmstellung liege, oder ob bei einem Angriff die Mitwirkung der Regimentsmusik einen Faktor zum Siege bedeute und ähnliches. Der jüngere Offizier hat dergleichen sehr oft rein instinktiv viel zutreffender beurteilt, wie der Krieg bewiesen hat. Es ist kein Zufall, daß die Vorgesetzten,

die auf solchen von ihnen gewaltig überschätzten Einzelheiten beständig herumritten, auch sonst viel zu hohen Wert auf Äußerlichkeiten zu legen pflegten, insbesondere auch auf die peinlich genaue Einhaltung der in der Bekleidungsvorschrift vorgesehenen Abmessungen. Man hat diese Vorschrift früher häufig als einen Auswuchs bespöttelt. Es ist aber eine Ironie der Geschichte, daß es ausgerechnet Bekleidungs- und Abzeichenfragen sind, die beim Ausbruch der Revolution und bei ihrem weiteren Verlauf eine sehr wesentliche Rolle gespielt haben.

Gerade bei der Truppenausbildung in größeren Verbänden kam es ungemein auf die Persönlichkeit der Vorgesetzten an, doch zeigte sich dies auch schon bei den Besichtigungen der kleineren Verbände. Die wirklichen Künstler im Fache der Truppenführung und Truppenausbildung haben es verstanden, bei Übungen einfache natürliche Lagen einzuführen, die trotzdem spannend wurden und einen wirklich freien Entschluß des Parteiführers ermöglichten. Sie traten als Leitende diesem Entschluß wirklich objektiv gegenüber, indem sie die aus der Lage folgende Aufgabe sich selbst zur Lösung stellten, ohne dieser vorzugreifen. Ihre Besichtigungsaufgaben und Manöveranlagen wurden deshalb niemals einseitig. Die weniger begabte Klasse von Vorgesetzten dagegen stand mehr auf dem Standpunkt des handwerksmäßigen Schulmeisters, indem sie ihren Untergebenen ganz bestimmte Grundsätze der Truppenführung, die sie gerade für richtig hielt, mit Hilfe der Autorität ihrer Dienststellung einzutrichtern bestrebt war. Solche Offiziere gingen in der Regel von dem zu fassenden Entschluß, der zu treffenden Lösung als dem Gegebenen aus und rückten danach die Aufgabenstellung zurecht. Es ist klar, daß dann jede andere Lösung der Aufgabe, als die in Aussicht genommene sogenannte Patentlösung, in den Augen des Vorgesetzten, wenn auch nicht geradezu falsch, so doch sicher minderwertig sein mußte. Je weniger umfassend der Geist eines solchen Vorgesetzten war, desto starrer und schematischer wurde seine Lehre.

Namentlich auf dem Gebiete der Manöveranlagen sind auf solchem Wege mitunter Aufgabenstellungen erwachsen, die an geistige Mißhandlung grenzten, sobald der Vorgesetzte einschließlich seiner Gehilfen diesen Dienstzweig nur ungenügend beherrschte. Es gab in dieser Hinsicht Ungereimtheiten, die trotz aller Bemühungen verständiger höherer Vorgesetzten aus dem eisernen Bestand solcher Aufgabensteller nicht herauszubringen waren. Dahin gehörte die so sehr beliebte Sicherung der Flanke einer gedachten stärkeren Truppenabteilung durch die Übungstruppe, obwohl diese Flanke tat-

sächlich gar nicht bedroht war, weil der Leitende den Gegner aus einer ganz anderen Richtung erscheinen ließ. Ferner gehört hierher das beliebte Mittel, um eine siegreiche Partei trotz ihres Sieges zum Rückzug zu veranlassen, indem man ihr die Nachricht gab, daß die gedachte Hauptabteilung geschlagen sei. Woraus aber in der Mehrzahl der Fälle vielmehr der Entschluß zum Gegenteil, nämlich zur nachdrücklichsten Ausnutzung des eigenen Erfolges abzuleiten gewesen wäre. Das sahen auch die meisten Untergebenen ein, aber sie wußten ja, was die Absicht des Vorgesetzten war, und waren so einsichtig, auf diese Absicht einzugehen. Nun ist nicht zu leugnen, daß im militärischen Leben auch an einer sehr schlecht angelegten Übung und an einer ungeschickt gestellten Aufgabe gelernt werden kann. Denn wie man im Kriege gesehen hat, bringt der Ernstfall sehr häufig Lagen, die der Friedenssoldat für unnatürlich, ja für völlig unmöglich gehalten hatte. Aber es ist doch ohne weiteres zuzugeben, daß die Vorgesetzten der ersten Art ihre Untergebenen weit mehr zum eigenen Nachdenken anregten, als die anderen, und daß bei den letzteren die Gefahr vorlag, daß den Untergebenen unzweifelhaft auch geradezu Falsches gelehrt wurde.

Alle diese Bemerkungen beziehen sich nicht nur auf die praktischen Führungsaufgaben im Gelände, sondern ganz besonders auch auf die rein theoretischen Aufgaben auf der Karte, auf Generalstabsreisen und sonstige Übungsreisen, die in der Heranbildung wie in der Beurteilung der Offiziere eine ebenso wichtige, unter Umständen sogar noch einschneidendere Bedeutung haben konnten, als Besichtigungen und Manöver. Für die Truppenführung spielen aber nicht nur positive Kenntnisse und die Beherrschung gewisser Grundsätze eine gewichtige Rolle, sondern ganz besonders der Charakter. Dieser aber wurde fraglos von den Vorgesetzten der zweiten Art weit weniger gefördert, als von denen der ersten Art. Denn ihr Grundsatz war nicht: denken und denken lassen, sondern belehren und nicht widersprechen lassen. Wohl gab es, namentlich unter der ersten Art, Vorgesetzte, die den Untergebenen bei der Besprechung militärischer Übungen mit seiner Ansicht tatsächlich objektiv zu Wort kommen ließen, weil sie die Überlegenheit in sich fühlten, den Untergebenen sachlich überzeugend zu widerlegen oder weil sie soviel Seelengröße besaßen, auch die abweichende Ansicht eines Untergebenen als berechtigt anzuerkennen. Im allgemeinen waren solche Vorgesetzte aber nicht allzu häufig. Ein glänzendes Beispiel solcher neuzeitlich denkender Vorgesetzter war unter anderen der Feldmarschall Frhr. v. d. Goltz, der grundsätzlich in ungemein liebenswürdiger Weise den

Untergebenen zu Wort kommen ließ, es aber auch verstand, unrichtige Ansichten in hervorragender Weise, indessen ohne jede verletzende Schärfe, zu widerlegen. In der großen Mehrzahl der Fälle aber war die Ansicht und die Begründung des Untergebenen, wenn dieser überhaupt danach gefragt wurde, die Zielscheibe für die Angriffe des Vorgesetzten, die angesichts seiner schon durch die Dienststellung gegebenen unbedingten Überlegenheit stets erfolgreich sein mußten. In solchen Fällen war es deshalb für den Untergebenen klüger, sich gar nicht erst auf Erörterungen einzulassen. Eine gewisse Spannung entstand bei solchen Übungsbesprechungen dann, wenn die zuerst sprechenden niederen Vorgesetzten die Ansicht des höheren Vorgesetzten zuvor nicht kannten. Vielfach ist dann von solchen, die sich den Luxus einer eigenen, durch innere Gründe gestützten Ansicht nicht leisten konnten oder auch nicht leisten wollten, ein regelrechter Nachrichtendienst zur Erforschung der Ansicht Seiner Exzellenz im Verlaufe der Übung eingerichtet worden. Es war immer ganz angenehm, zu hören, wenn der nächsthöhere Vorgesetzte seine Besprechung damit begann: „Der Herr Regimentskommandeur hat bereits zutreffend hervorgehoben . . .“ Eine Formel, die übrigens auch dem höheren Vorgesetzten erwünscht war, wenn er der Mühe überhoben sein wollte, sich eine eigene Ansicht zu bilden. Die Besprechung konnte sich dann auf die bekannten Einzelheiten beschränken, „die mir außerdem noch aufgefallen sind“. Wenn der hohe „Gerichtshof“ der kritisierenden Hierarchie voll besetzt war, bot sich reichlich Gelegenheit zu Charakterstudien. Befand sich der Sachverständigste weit oben, so wurde weiter unten weitgehende Zurückhaltung geübt, und die eigene Kritik wurde gerne mit dem stets dankbaren Hinweis auf gelegentliche frühere Äußerungen des anwesenden höheren Vorgesetzten gestützt. Im entgegengesetzten Falle lief das Ergebnis der Übungsbesprechung meist darauf hinaus, daß die grundlegende Meinung der niederen Stelle höheren Ortes nochmals „eingehend betont“ oder „nachdrücklichst unterstrichen“ wurde. „Leutnants, nur verbrecherlich, fanden manches lächerlich“, wie es in dem bekannten alten, aber ewig jungen Gedicht hieß.

Das klingt so harmlos, aber für die meisten älteren Herren war es oft bitterster Ernst. Sein oder Nichtsein hing davon ab. Einer der geistvollsten meiner einstigen Vorgesetzten hat einmal bei solcher Veranlassung zu den eingeschüchtert weit von ihm abbleibenden Offizieren gesagt: „Kommen Sie näher heran, meine Herren, und haben Sie Vertrauen zu Ihren Vorgesetzten, diese sorgen schon für Ihr — Fortkommen!“ Jeder erfahrene Offizier weiß sehr gut, daß

ein höherer Vorgesetzter es mit Aufwand von wenig Mühe und Scharfsinn dazu bringen konnte, eine Besichtigung völlig „umzuschmeißen" und so, wenn es einmal beschlossene Sache war, den Besichtigten mit Leichtigkeit „abzusägen". Es war natürlich eine Übertreibung, wenn ein General einmal behauptete, mit den Worten: „Mein sehr verehrter Herr Hauptmann, Sie haben Ihre Kompagnie mit außerordentlichem Fleiß ausgebildet, aber in einer völlig verkehrten Richtung! Daran sind aber nicht nur Sie schuld, sondern auch Ihr Herr Bataillonskommandeur, der sich um nichts bekümmert, und Ihr Herr Regimentskommandeur, der von nichts eine Ahnung hat," ließen sich drei Offiziere auf einmal beseitigen. Immerhin ist häufig und mitunter wohl auch mit Recht geklagt worden, durch die Art unserer Besichtigungen sei der Willkür Tür und Tor geöffnet worden. Dieser Ansicht kann nicht unbedingt zugestimmt werden. Im allgemeinen ist der Armee mehr Schaden zugefügt worden durch Mittelmäßigkeiten, die zu lange in ihren Stellungen belassen wurden und schließlich sogar in Dienstgrade gelangten, denen sie in keiner Weise gewachsen waren, als dadurch, daß mit Hilfe einer Besichtigung tatsächlich brauchbare Offiziere zu früh entfernt worden wären. Man wird aber zugeben dürfen, daß das System unserer Besichtigungen der Erziehung von Charakteren nicht förderlich war.

Es lag in der Eigenart des militärischen Berufs, daß die Leutnantsjahre in der Hauptsache als Studienjahre angesehen wurden. Da diese an sich schon eine geraume Zeit in Anspruch nahmen, gewöhnten sich die Vorgesetzten daran, andauernd auch bei älteren Offizieren belehrend und bevormundend tätig zu sein. Männer von 40 Jahren und mehr wurden häufig noch wie völlige Neulinge behandelt, so daß ihnen allmählich Selbstgefühl und Verantwortungsfreudigkeit mehr und mehr abhanden kamen. Das gute und schlechte Abschneiden bei einer Besichtigung wurde für sie im Gegensatz zu den militärischen Jugendjahren zu einer immer ernsteren Lebensfrage. Auch dieses wird durch ein Wort des bereits erwähnten Generals anläßlich einer Besichtigung treffend gekennzeichnet: „Kommen Sie näher heran, meine jungen Herrn, die Leutnants sind meine speziellen Freunde. Der unangenehme Verkehrston, meine Herrn, beginnt erst dann, wenn Sie einmal Stabsoffiziere sein werden."

Der ältere Offizier mußte allerdings schärfer unter die Lupe genommen werden. Als Prüfstein diente sehr wesentlich die Führung einer Partei im Manöver. Wer die Anlage und Durch-

führung solcher Übungen aus seiner Diensterfahrung kennt, weiß genau, daß es sich von vornherein leicht voraussehen läßt, an welchem Tage die eine oder andere Partei eine einfachere oder schwierigere, eine dankbare oder undankbare Aufgabe bekommen wird. In der Regel wurden natürlich die Rollen unparteiisch nach dem Zufall verteilt. Mitunter aber äußerte sich das Wohlwollen eines Vorgesetzten darin, daß er einem schwächeren Strategen einen leichten Auftrag gab, dem geübteren Führer aber eine schwierigere Aufgabe übertrug. So konnte es dann leicht kommen, daß der Tüchtigere schlechter abschnitt als der weniger Begabte. Der Leitende der Übung, der beide Parteiführer genau kannte, trug in seiner Beurteilung selbstredend der Verschiedenheit Rechnung. Höhere Vorgesetzte mit weniger Personenkenntnis, sowie die Mehrzahl der Anwesenden bekamen jedoch häufig einen schiefen Eindruck. Die Folge war dann die, daß mittelmäßige oder selbst unfähige Offiziere, die auf diese Weise im Manöver zufällig einen günstigen Eindruck gemacht hatten, mit einem Male in der Bewertung seitens der Vorgesetzten ganz ungebührlich stiegen. Man konnte dann Äußerungen hören, wie: „Der Oberstleutnant X. hat mir bisher einen unbedeutenden Eindruck gemacht; er hat aber offenbar sehr viel gelernt und wird zweifellos ein sehr tüchtiger Regimentskommandeur werden." Auffällig oft sind auf solche Weise Offiziere, deren mäßige Begabung seit Jahren feststand, mit einemmal „entdeckt" worden und dann unentwegt weiter von Stufe zu Stufe gestiegen. Mancher, der nur mit einiger Mühe seine Bataillonsbesichtigungen ohne ernsteren Unfall überstanden hatte, ist nach einigen Versetzungen später irgendwo als Exzellenz gelandet. In manchen Fällen ließ sich die veränderte Beurteilung dadurch erklären, daß es nicht immer leicht ist, die Arbeit des Kommandeurs von der des Adjutanten klar zu trennen. Mancher Manöversieg eines mittelmäßigen Stabsoffiziers ist nichts anderes gewesen als das Werk eines Adjutanten, eines Ordonnanzoffiziers oder häufig auch eines zu diesem Zweck zum Stabe kommandierten Kriegsakademikers. Auch konnte ein ungewandter Detachementsführer sich dadurch helfen, daß er seinen befähigteren Unterführern volle Freiheit des Handelns ließ. Es ist ganz merkwürdig, wie leicht auf diese Weise sogar sehr hellhörige Übungsleitende sich täuschen ließen. Das war häufig da der Fall, wo ein mittelmäßiger Truppenführer es außerdem verstand, durch schroffes und polterndes Wesen nach unten den Eindruck eines energischen Mannes zu machen, während er durch geschicktes Eingehen auf die Lieblingsansichten seiner Vorgesetzten diese in dem Glauben

bestärkte, sie hätten es mit einem wirklichen Sachverständigen zu tun. War dies schon im Frieden schädlich, indem auf solche Weise, und zwar in einem viel weiteren Umfang, als in der Regel angenommen wurde, der Aufstieg der Mittelmäßigen gefördert wurde, so war es natürlich im Kriege, wo die Besichtigungen und Übungen viel seltener waren, noch weit schlimmer und verhängnisvoller.

An anderen Berufen, so beim Staatsjuristen, ist sehr oft bemängelt worden daß die Examensnote gewissermaßen eine Abstempelung für das ganze Leben bilde und durch gute oder schlechte Leistungen im Berufe selbst nur wenig ausgeglichen werden könne. Hieraus erklären sich die vielen Einwendungen gegen das Prüfungswesen überhaupt. Im militärischen Leben war genau das Gegenteil der Fall, aber schwerlich wird man behaupten dürfen, daß dies ein unbedingter Vorzug war. Nicht nur Prüfungsergebnisse, sondern auch die besten Leistungen während einer längeren Dienstzeit konnten sehr rasch dadurch zunichte werden, daß der Betreffende sich eines schönen Tages das Mißfallen eines maßgebenden Vorgesetzten zuzog. Das Schiff war dann eben gescheitert, mochte es an sich auch noch so seetüchtig sein. In Friedenszeiten konnte eine vereinzelte ungünstige Beurteilung, zwar nicht leicht, aber doch mit einiger Mühe immer wieder durch gute Leistungen ausgeglichen werden. Im Kriege, wo oft in ganz ähnlicher Art verfahren wurde, jedoch nicht. Auf diese Weise sind im Kriege mehrfach gerade sehr tüchtige Generale verschwunden, um durch Durchschnittspersonen ersetzt zu werden, von denen zu erwarten stand, daß sie auf die Absichten ihrer Vorgesetzten leichter eingingen.

So hat im militärischen Leben Gutes und Schlimmes stets nahe beisammen gewohnt. Wirklich starke Persönlichkeiten haben unter dem buntwechselnden Kaleidoskop von Vorgesetztenansichten zwar gelitten, mitunter sogar schwer gelitten, aber sie haben sich, wenn sie es nur ernstlich wollten, doch schließlich behauptet und durchgerungen. Die echte Bronze ihres Charakters hat unter den von allen Seiten auf sie fallenden Hammerschlägen an Festigkeit nur gewonnen. Manche aber, darunter nicht die schlechtesten, haben jedoch hieraus Veranlassung genommen, auf die Fortsetzung der militärischen Laufbahn früher zu verzichten, als sie es nötig gehabt hätten. Für die große Mehrzahl, die weniger echte Bronze als eine bronzierte Imitation für Warenhausbetrieb darstellte, war das gesamte System unserer Besichtigungen und Truppenübungen, als ein verzweifelter Kampf ums Dasein, nicht eben förderlich. Der blinde Glauben an Autoritäten, die in Wahrheit keine solchen waren,

die Ängstlichkeit, die Unselbständigkeit, die Verantwortungsscheu und schließlich sogar die Unaufrichtigkeit nahmen mitunter in betrübender Weise zu. Es waren nicht allzuviele, die in die höheren Dienststellen den Mut herüberretteten, die eigene Überzeugung auch dem andersdenkenden Vorgesetzten gegenüber rückhaltlos und bedingungslos zu vertreten. Und schließlich gehörte dies doch in erster Linie dazu, um seines Amtes so zu walten, wie man es „vor Gott und Seiner Majestät zu verantworten gedachte". „Potius esse quam videri", war leider für so manchen unverständliches Latein geworden.

Wenn daher auch nicht zu leugnen ist, daß in der Armee das Bestreben herrschte, stets nur Vollwertiges zu leisten, jedem Mangel, jedem Ungenügen abzuhelfen, und wenn auch die Erziehung des jungen Offiziers in keiner Weise etwas zu wünschen übrig ließ, so haben doch wesentlich die erwähnten Verhältnisse dazu geführt, daß die Auswahl der für die höheren Stellen in der Armee bestimmten Offiziere in der Praxis durchaus nicht einwandfrei war. Zweifellos haben dabei noch allerhand sonstige Rücksichten mitgewirkt. Ist auch ohne weiteres zuzugeben, daß das Gardekorps im Frieden über ein nicht nur gesellschaftlich, sondern auch nach Leistung und Begabung ausgewähltes Offizierkorps verfügte, das sich keineswegs etwa nur durch äußeren Paradedrill auszeichnete, sondern tatsächlich hervorragende und tüchtige Arbeit leistete, so war es doch eine eigentümliche Erscheinung, daß die Mehrzahl der Kommandierenden Generale der Gesamtarmee aus dem einzigen Gardekorps hervorgegangen war. Auch hierbei wird eine ausgesprochene Bevorzugung der Garde selbst von ihren rückhaltlosen Verehrern nicht wohl in Abrede gezogen werden können.

Man hätte nun annehmen können, daß wenigstens die Stelle eines Generalstabschefs der Armee, der im Kriege tatsächlich der Höchstkommandierende sämtlicher Armeen werden mußte, ausschließlich nach rein sachlichen Rücksichten besetzt worden wäre. Bei dem verstorbenen Feldmarschall Grafen Schlieffen ist dies auch fraglos der Fall gewesen. Generaloberst von Moltke war ein menschlich und sittlich überaus hochstehender Offizier, der die Achtung und Verehrung seiner Untergebenen in höchstem Maße besessen hat. Niemand bestreitet auch, daß er ein über den Durchschnitt befähigter General war. Aber daß er ausgerechnet die Eigenschaften eines großen Feldherrn besessen hätte, von dem zu erwarten war, daß er die Millionenheere der Mittelmächte mit Erfolg gegen einen vielfach überlegenen Feind zu führen imstande wäre, das haben lange schon vor dem Kriege nicht nur die meisten seiner Untergebenen, sondern

auch er selbst bezweifelt. Kein anderer als Graf Schlieffen hat die klassischen Worte geschrieben:

„An die Spitze eines Heeres, einer Armee wird ein Oberkommandierender, ein Höchstkommandierender, ein Generalissimus, ein général en chef gestellt. Der Souverän, der Staatschef, der die Ernennung vollzieht, glaubt in dem Beförderten einen Feldherrn zu besitzen. Er wird sich nicht selten enttäuscht sehen. Denn zum Feldherrn wird man nicht ernannt, sondern geboren und vorausbestimmt."

Kaum sind je prophetischere Worte geschrieben worden. Es ist erzählt worden, General von Moltke habe seiner Ernennung zum Chef des Generalstabes seinerzeit Widerstand entgegengesetzt. Schon aus dem Grunde, weil er die allgemein übliche Generalstabslaufbahn durch die verschiedenen Kommandobehörden nicht restlos durchlaufen hatte. Er trat auch keine leichte Erbschaft an; denn sein Vorgänger Graf Schlieffen war ohne Zweifel eine der bedeutendsten militärischen Erscheinungen der letzten Jahrzehnte. Eine solche Fülle schöpferischer Gedanken, eine so treffende Schärfe des Urteils, ein so umfassender Überblick bei glänzenden Charaktereigenschaften war so bald nicht wieder in der Armee zu finden. Vielleicht ist Schlieffen tatsächlich der geborene Feldherr gewesen, und vielleicht ist gerade der Umstand, daß während seiner Dienstzeit der Weltkrieg nicht ausgebrochen ist, ein Beweis für sein Feldherrntum gewesen.

Generaloberst von Moltke hat, wenn er auch in den Jahren vor dem Kriege segensreich gewirkt und sich große Verdienste um das Heer erworben hat, im Vergleich zu Schlieffen einen schweren Stand gehabt. Abschließend über ihn zu urteilen, ist für den Zeitgenossen, der den genauen Zusammenhang der Ereignisse nicht kennt, verfrüht. Indessen soviel steht wohl fest, der Herbstfeldzug in Frankreich 1914 hat nicht zu seinen Gunsten entschieden. Von Hause aus hat es ihm wohl an Selbstvertrauen gefehlt, und ein gewisser Pessimismus lag trotz seines sonnigen Gemüts auf seinem ganzen Wesen. Vielleicht lastetete auf ihm allzu schwer die Überlieferung des größeren Oheims. „Erst wägen, dann wagen," hatte dieser als Wahlspruch geprägt. Aber der Feldmarschall Moltke hat niemals allzulange beim Vordersatz verweilt. In der ersten Marneschlacht von 1914 jedoch war dies anscheinend der Fall, und auf den Nachsatz ist damals offenbar ganz verzichtet worden. Andererseits scheint bei der ersten Kräfteverschiebung von West nach Ost das Wägen überstürzt worden zu sein. Manches deutet auch darauf hin, daß der Neffe die Berechtigung und Zweckmäßigkeit der „Direktive", die

nach des Oheims Gepflogenheit den Armeeführern weitestes Maß von Freiheit ließ, überschätzt hat. Ein solches Verfahren war zulässig bei starker zahlenmäßiger Überlegenheit, wie das 1870 der Fall war. 1914 hätte sich wohl die Führung der Armeen an kürzeren Zügeln empfohlen. Eine solche war damals infolge der bedeutend vervollkommneten Nachrichtenmittel auch viel leichter möglich als 1870. Sowohl die Unterführer, als auch die Organe der obersten Führung scheinen im Jahre 1914 zum Schaden des Ganzen zu viel Bewegungsfreiheit gehabt zu haben. Inwieweit unberechtigte Ratgeber und sonstige Einflüsse im Großen Hauptquartier von 1914 zu Wort gekommen sind, entzieht sich vorläufig der Kenntnis der Öffentlichkeit. Auch besteht Grund zu der Annahme, daß Schlieffen bestimmter als Moltke den für jede entscheidende Operation unerläßlichen Schwerpunkt herausgefühlt und ihn folgerichtiger und schärfer betont haben würde. Jedenfalls wären die Heere unter Schlieffens Führung mit ganz anderem Siegesvertrauen in den Kampf gerückt.

Auch hinsichtlich der Armeeführer konnten Bedenken laut werden, die hier nicht erschöpfend aufgezählt werden sollen. Sogar überzeugte, treue Anhänger der Monarchie, und vielleicht gerade diese am allermeisten, empfanden ein Gefühl der Beklemmung, als der deutsche Kronprinz, der bis dahin eigentlich nur den Frontdienst der Kavallerie näher kennengelernt hatte, vom Husarenoberst unmittelbar zum Armeeführer ernannt wurde. Zwar hatte er, als die ersten ernsten Wolken am politischen Horizont aufstiegen, rasch noch ein kurzes informatorisches Kommando im großen Generalstabe durchgemacht, aber von eingehenderer Vertrautheit mit dem Mechanismus einer Armee konnte bei ihm keine Rede sein, da er den Dienst bei einer Brigade, bei einer Division, bei einem Generalkommando nicht näher kennengelernt hatte und in dem Rufe stand, sich vorwiegend nur für Sport zu interessieren. Nun kann hier natürlich eingewendet werden, daß für so hohe militärische Stellungen eingehende technische Schulung und Detailkenntnisse überflüssig seien, zumal ja den höheren Führern ein besonders ausgewählter Generalstabschef und ein zahlreicher, wohlgeschulter Stab zur Verfügung stehe. Immerhin aber erschien hier der alte deutsche Grundsatz der Gründlichkeit zugunsten dynastischer Rücksichten durchbrochen.

Das führt auf einen weiteren Punkt, der in unserem Heere zwar althergebracht, aber nichts weniger als einwandfrei war, die unverhältnismäßige Machtfülle der Chefs der Stäbe im Vergleich zu ihren Kommandeuren. Sie bestand schon in Friedenszeiten, aber

erst im Kriege ist sie in aller Schärfe in die Erscheinung getreten und hat dort fraglos zu einer teilweisen Auflösung der Unterordnungsverhältnisse geführt, indem der Chef dort vielfach maßgebender wurde als sein Kommandeur. Im Frieden sind, der im allgemeinen recht wenig günstigen Beförderungsverhältnisse wegen, in die höchsten Stellungen fast nur solche Offiziere gelangt, die eine beschleunigte Beförderung genossen hatten, mithin in der Hauptsache durch den Generalstab gegangen waren. Überließen diese auch einen großen Teil der Geschäftsführung ihren Stabschefs oder als Divisionskommandeure ihren Generalstabsoffizieren, so beherrschten sie doch die gesamte Technik des Dienstes so vollkommen, daß ihre Stäbe ihnen nur in Ausnahmsfällen über den Kopf wachsen konnten. Auch ohne persönlich viel einzugreifen, konnten sie doch den ganzen Geschäftsbetrieb ihres Stabes mit einem flüchtigen Blick durchaus überwachen. Sie besaßen meist auch ein zutreffendes Urteil über die Hauptsachen und konnten so die Entscheidung über die wichtigsten Dinge unbedingt in eigener Hand behalten. Im Frieden waren sie überdies in der Wahl des Zeitpunkts ihrer Entschließungen unbedingt frei, denn große Eile war dort in den seltensten Fällen geboten. Das traf auch bei den weniger zahlreichen Generalen zu, die ohne die genannte Fachausbildung in höhere Stellen gelangt waren, sofern es eben Männer waren, die auch ohne eine solche Sonderausbildung durch Begabung und Urteilskraft hervorragten. Das den Chefs der Stäbe bestimmungsgemäß zustehende Befehlsrecht war mit keinem Nachteil verknüpft, solange es von oben aus durch eine sachverständige und starke Persönlichkeit und seitens des Chefs selbst durch taktvolle Zurückhaltung in den vorgesehenen Grenzen erhalten wurde. Wo dies ausnahmsweise im Frieden schon nicht zutraf, konnten allerdings Reibungen eintreten. Im allgemeinen aber trug das System dem vernünftigen Gedanken Rechnung, daß der höhere Führer durch die Einzelarbeit seines Stabes und seines Chefs für die Entscheidung wichtiger Fragen entlastet werden sollte. Von vornherein haftet aber doch der Einrichtung das Bedenken an, daß eine gewisse Teilung der Kommandogewalt eintritt. Die Versuchung liegt sehr nahe, daß ein Kommandeur, sei es ein älterer Herr aus Bequemlichkeit, sei es weniger sachkundiger aus Klugheit, dem Chef des Stabes mehr Machtbefugnis einräumt, als für sein eigenes Ansehen förderlich ist.

Im Kriege kommt noch hinzu, daß wichtige Entscheidungen oft zu einer Zeit gefaßt werden müssen, die dem Kommandeur nicht bequem ist, oder von der der Chef dies wenigstens annimmt;

im Stellungskriege wohl auch zu einer Zeit, in der der Kommandeur gar nicht im Stabsquartier anwesend ist. So mußte der Chef immer mehr an Selbständigkeit gewinnen, zumal er auf die einzelnen Offiziere des Stabes, mit denen er häufiger in Berührung kam, einen stärkeren Einfluß ausübte, als der Kommandeur. Für den Dienstbetrieb einer Behörde wurde damit die Tätigkeit des Chefs immer mehr fast ausschließlich maßgebend, obwohl die Verantwortung bestimmungsgemäß eigentlich beim Kommandeur verblieb.

Auf diese Weise wächst die Gefahr, daß die Offiziere für die höheren Kommandeurstellen noch weniger sorgfältig ausgesucht werden und daß diese Stellen nach und nach mehr zu Repräsentationsstellen werden. Eine solche Entwicklung ist natürlich bedenklich, und wenn sie auch ganz gewiß nicht zur Regel wurde, so sind doch namentlich im Kriege zahlreiche Offiziere in höhere Kommandostellen gelangt, die diesen nicht gewachsen und die deshalb im weitesten Maße von ihren Generalstabsoffizieren abhängig waren. Eine große Zahl von Armeekorps ist so in der Hauptsache von den Chefs, eine große Anzahl von Divisionen, tatsächlich von den Generalstabsoffizieren geführt worden. Neben dem ordnungsmäßigen Dienstweg über die Behörden lief ein gesonderter Dienstweg ausschließlich nur über die Generalstabsoffiziere, vor allem mit Fernsprecher bei eiligen und wichtigen Dingen. Das war für die höhere Führung bequem, führte aber doch vielfach zu einer zu weitgehenden Ausschaltung der eigentlichen Befehlshaber, und zwar sehr oft ohne daß diese es in vollem Umfang bemerken konnten. Das Beispiel kam jeweils von oben. Es mag sein, daß ein solches Verfahren bei manchen Kommandeuren angebracht und damit für das Ganze von Nutzen war. Im allgemeinen aber war es doch recht bedenklich.

11. Qualifikationen

Für die Stellenbesetzung der Offiziere war im Frieden wie im Kriege, abgesehen von der Zentralabteilung des Generalstabes, der die Stellenbesetzung im Generalstabe oblag, das Militärkabinett verantwortlich oder richtiger gesagt unverantwortlich. Diese Behörde, die in der Hauptsache auf Grund der schriftlichen Qualifikationsberichte arbeitete, ist ebenso oft in den Himmel erhoben, wie angefeindet worden. Immerhin konnte es niemals schaden, einen guten Freund im Militärkabinett zu haben, denn ein solcher konnte, wenn auch nicht eine schlechte Qualifikation in eine gute

verwandeln, so doch einer Durchschnittsqualifikation ganz erheblich nachhelfen. So wie die Dinge in der Armee lagen, war nämlich zwischen den einzelnen Qualifikationen selten ein sehr großer Unterschied. Fast jeder Bataillonskommandeur war ein „gut begabter, überaus pflichteifriger Offizier, der sein Bataillon mit großer Gewissenhaftigkeit und gutem Erfolge ausbildete, von vortrefflichem Einfluß auf die Offiziere war, gutes taktisches Verständnis besaß, seine Stelle gut ausfüllte und zur Beförderung geeignet war". Wer die Betreffenden nicht persönlich kannte, konnte in den seltensten Fällen den Mittelmäßigen vom Unfähigen und vom Befähigten unterscheiden. Dazu kam noch, daß verschiedene Vorgesetzte verschiedene Grundsätze in der Ausstellung der Qualifikationen befolgten. Der eine lobte sehr viel und überging geflissentlich die schwächeren Seiten des zu Beurteilenden, der andere bemühte sich, eine möglichst erschöpfende Darstellung der betreffenden Persönlichkeit zu geben. Es gab auch Vorgesetzte, die ihre Unparteilichkeit dadurch zu beweisen suchten, daß sie den ihnen näherstehenden Offizieren verhältnismäßig kühlere Beurteilungen schrieben. In der Regel war allerdings das Gegenteil der Fall, auch ist im allgemeinen mehr gelobt als getadelt worden, weil die meisten Menschen die Eitelkeit besitzen, für unbedingt wohlwollend gehalten zu werden. Daher mußte, um einem Offizier zu etwas Besonderem zu verhelfen, fast immer durch persönliche Rücksprache nachgeholfen werden. Wer Beziehungen im Militärkabinett hatte, versäumte daher nie eine sich darbietende Gelegenheit, dort für sich oder für andere vorzusprechen. Wer keine Beziehungen hatte, der mußte eben den lieben Gott walten lassen.

Fast noch leichter war es, gute schriftliche Qualifikationen nachträglich durch mündliche Zusätze anzukränkeln. Der Schreiber einer solchen Qualifikation hatte bei diesem Verfahren den Vorteil, daß eine Nachprüfung des Vorgehens ausgeschlossen war und daß so Bemänglungen zur Wirkung gebracht werden konnten, die, wenn sie schriftlich gemacht worden wären, vielleicht von höheren Vorgesetzten wieder ausgeglichen worden wären. Auch konnte er immer versichern und sogar beweisen, daß er dem Betreffenden eine äußerst wohlwollende Beurteilung geschrieben hatte. Solche Menschlichkeiten werden immer vorkommen, so lange die Menschen nicht restlos einwandfrei sind. Sie dem alten System als solchem zur Last legen zu wollen, wäre ungerechtfertigt. Es waren ja auch nur Ausnahmefälle und bewiesen, daß die Betreffenden in bezug auf Charakter nicht sorgfältig ausgewählt waren. Es fragt sich aber,

ob die Einrichtung der geheimen Qualifikation nicht verbesserungsbedürftig und verbesserungsfähig ist. Der Schreiber einer solchen Beurteilung hatte sie nur seinen unmittelbaren Vorgesetzten gegenüber zu verantworten, also solchen, die den Beurteilten in der Regel weniger genau kannten, als der Schreiber. Die höheren Vorgesetzten äußerten sich also in der Regel zustimmend, sie konnten aber stets ausgleichend wirken. Anders war es, wenn der zu Beurteilende dem höheren Vorgesetzten sehr genau bekannt, ganz besonders, wenn er etwa ein naher Verwandter desselben war. Es liegt auf der Hand, daß in solchen Fällen die Beurteilungen fast immer zu günstig ausfielen, wenn nicht der Schreiber der Beurteilung ein völlig unabhängiger Charakter war. Im Frieden hat man deshalb nach Möglichkeit vermieden, Offiziere im unmittelbaren Befehlsbereich ihrer nahen Verwandten zu verwenden. Für völlig unzulässig galt es, daß Söhne im Regiment oder im Stabe ihrer Väter dienten. Im Kriege ist das dagegen fast zur Regel geworden. Ganz besonders, was die Aufnahme naher Verwandter in die höheren Stäbe anlangt, haben sich die Beispiele im Laufe des Krieges immer mehr gemehrt. Abgesehen von sonstigen Unzuträglichkeiten, auf die nicht weiter eingegangen werden soll, hat die Objektivität der Beurteilung der Leistungen darunter nicht unerheblich leiden müssen. Hatten schon im Frieden dem Qualifikationswesen erhebliche Mängel angehaftet, so trat dies im Kriege noch viel schärfer in die Erscheinung. Das betrifft vor allem die nicht seltenen Fälle, daß Offiziere, die nach der meist zutreffenden allgemeinen Ansicht der Kameraden höchstens Durchschnittsmenschen waren, mit einem Male in den Besitz glänzender Qualifikationen kamen. Mehr als einmal ist es ferner vorgekommen, daß Offiziere, deren man sich in einer Stelle entledigen wollte, die aber aus irgendwelchen Rücksichten nicht schlecht beurteilt werden sollten, im Widerspruch zu ihren Leistungen bewußt besser qualifiziert, also weggelobt wurden. Derartiges war im Kriege noch leichter als im Frieden, weil die gewissenhafte Nachprüfung der Qualifikationen durch höhere Stellen der Verhältnisse wegen so gut wie ausgeschlossen war. Auch konnten die näheren Beziehungen, in denen der Beurteiler zum Beurteilten stand, im Kriege nicht so leicht und rasch festgestellt werden als im Frieden.

Die Folge war, daß die Qualifikationen immer mehr zu ausgesprochenen Sammlungen von Superlativen hervorragender Eigenschaften wurden, auch wenn es sich um ganz gewöhnliche Dutzendmenschen handelte. Infolge einer Art von Kriegssentimentalität

sind auf Grund kürzester oberflächlicher Bekanntschaft militärische Talente entdeckt worden, die im Frieden nie bemerkt worden wären, weil sie eben gar nicht vorhanden waren. Auch längst ausgeschiedene Offiziere, die schon im Frieden mehr erreicht hatten, als ihnen nach ihren Fähigkeiten billigerweise zustand, stiegen so mitunter im Kriege ganz beträchtlich in der Wertschätzung. Nicht etwa, weil sich etwa erst im Kriege der wahre Wert des Menschen offenbaren würde, wie vor dem Kriege viele glaubten, sondern nur deshalb, weil die Betreffenden einfach pflichtgetreu ihre Schuldigkeit getan hatten, oder weil ihnen wenigstens nicht das Gegenteil nachzuweisen war. Ganz besonders bei ernsteren Kampfhandlungen hat sich ja der höhere Vorgesetzte nur in seltenen Ausnahmefällen persönlich von den tatsächlichen Leistungen seiner Untergebenen überzeugen können, sondern blieb in der Hauptsache auf die Berichterstattung angewiesen. Bei dieser aber galt so häufig der bekannte alte Vers von der Bescheidenheit. Ganz ähnlich war es auch bei Eingaben für Kriegsauszeichnungen.

Nicht so ganz mit Unrecht mochte sich mancher Vorgesetzte sagen, so gut der ganz unfähige N. N., den ich seit Jahren ganz genau kenne, diese oder jene Stelle erhalten hat, ebensogut oder noch besser wird sie der mittelmäßige X. ausfüllen. Oder wenn Y., der gar nichts Besonderes geleistet hat, dadurch, daß seine Vorgesetzten sich um ihn „angenommen" haben, eine gewisse Auszeichnung erhalten hat, dann hat sie Z., der ja streng genommen auch nichts Außerordentliches, aber doch noch mehr als Y. gemacht hat, unbedingt auch verdient. Damit erklärt sich, daß die Qualifikationen schließlich zu einem gewissen Wettloben ausarteten, und daß in die Eingaben zu besonderen Auszeichnungen auch ein unverkennbarer Wettbewerb der verschiedenen Truppenverbände hineinkam.

Wer die guten Seiten seiner Untergebenen sehr stark hervorhob, der war stets der Meinung, eine sittlich gute Tat zu vollbringen, weil er sich ja von der schönen Eigenschaft des Wohlwollens leiten ließ. Übersehen wurde dabei aber nicht selten, daß eben darin ein bitteres Unrecht gegen manchen wirklich hervorragend Tüchtigen lag, der vielleicht von einem gewissenhafteren, daher mit dem Lobe sparsamer umgehenden Vorgesetzten zutreffend, aber nicht mit Überschwänglichkeit geschildert wurde. Auch diese Verhältnisse bieten eine Erklärung dafür, daß schon im Frieden, aber noch mehr im Kriege Offiziere in Stellungen kamen, für die sie, was Befähigung, Durchbildung, Tatkraft oder Charakter anlangt, nicht ausreichten und daß bei deren Versagen ein überaus reger Wechsel in den höheren

Kommando- und Generalstabsstellen stattfand, ohne daß stets ein Besserer nachgekommen wäre. Je mehr unzulängliche Persönlichkeiten in maßgebende Stellen kamen, desto mehr begünstigten sie ganz naturgemäß ihrerseits wieder den Aufstieg von Mittelmäßigkeiten.

Über solche haben fraglos die Untergebenen oft zutreffender geurteilt als die Vorgesetzten. Deshalb liegt gewiß ein Kern von Wahrheit und Berechtigung in der von der Revolution geforderten Wahl der Vorgesetzten durch die Untergebenen. Es läßt sich auch geltend machen, daß der Untergebene einem Vorgesetzten, der sein unbedingtes Vertrauen genießt, ganz anders gehorchen wird. Der große Fehler liegt aber darin, daß diese Forderung nicht nur durchaus urteilsfähige, sondern auch vollkommen sittlich einwandfreie Soldaten voraussetzt. Davon sind wir aber allem nach noch ungeheuer weit entfernt. Es ist vielmehr anzunehmen, daß in der Regel nicht der tüchtige, sondern nur der bequeme, nachsichtige, ja schlappe Vorgesetzte gewählt werden wird, ganz abgesehen von politischen Rücksichten, die eine Hauptrolle spielen müssen. Also ist bei der Offizierwahl durch die Untergebenen praktisch das Leitwort: Freie Bahn dem Charakterlosen. Der Offizier, der sich um eine Stelle bewerben will, denn darauf wird es schließlich hinauskommen, wird seiner Wählerschaft immer weitergehende Zugeständnisse machen müssen. Ist das schon für den Zivilbeamten im höchsten Grade bedenklich, so müßte es für ein Heer, auch ein sogenanntes Volksheer, geradezu verhängnisvoll werden. Denn dort hängt die Leistung der Truppe fast ausschließlich vom Gehorsam und der Unterordnung ab. Es ist aber nicht anzunehmen, daß die Soldaten in ernsten Augenblicken einem Menschen willig folgen werden, der sich zuvor in selbstsüchtiger Absicht um ihre Gunst beworben hat. Solche Zustände bedeuten keinen Fortschritt, sondern den Verfall.

Was die Qualifikationen anlangt, so könnte vielleicht der gesunde Mittelweg eingeschlagen werden, daß die dienstliche Qualifikation der Offiziere Sache einer mehrgliedrigen Kommission würde, die aus Militärpersonen, teils von höherem, teils von niedrigerem, in der Hauptsache aber von demselben Dienstrang bestehen würde, wie der zu Beurteilende. Diese Kommission könnte von der Gesamtheit erwählt oder teilweise von der Regierung eingesetzt werden. An die Urteile der Kommission wäre die Regierung, von der allein Ernennungen und Beförderungen ausgehen dürften, gebunden. Gingen wir früher in der Anwendung der Beförderung fast ausschließlich nach dem Dienstalter etwas zu weit, so möchte ernstlich davor zu warnen sein, diesen Grundsatz jetzt mit einem Male ganz über Bord

zu werfen. Eine allzu große Willkür würde die Disziplin innerhalb des Heeres schädigen und schwere Reibungen hervorbringen. Es wäre weiterhin zu fordern, daß die Beurteilungen zur Kenntnis des Beurteilten zu bringen sind. Es ist auch in Erwägung zu ziehen, ob die vorgeschlagenen Kommissionen nicht bloß die Aufgabe haben sollen, als Berufsinstanzen tätig zu sein, während die Qualifikationen wie bisher von den unmittelbaren Vorgesetzten ausgestellt würden.

12. Strebertum

Mit den geschilderten Verhältnissen hängt es zusammen, daß der Offizier in der Äußerung seiner Ansichten, falls sie von der landläufigen oder der des Vorgesetzten abwichen, immer sehr vorsichtig sein mußte, auch wenn er darum befragt wurde. Sehr oft belastete der gänzliche Mangel einer eigenen Meinung weniger, als eine solche, die von dem Vorgesetzten nicht gebilligt wurde. Mit dieser Kritik soll keineswegs einem vorlauten Wesen des Untergebenen das Wort geredet werden, das ein Beweis schlechter Erziehung ist. Es muß aber festgestellt werden, daß häufig der gewissenhaft nachdenkende Untergebene aus rein sachlichen Gründen, keineswegs um seinen Vorgesetzten zu belehren, sich für verpflichtet erachtete, gegen Anordnungen und Absichten eines Vorgesetzten Gegenvorstellungen zu erheben. Es gab gewiß viele Vorgesetzte, die solchen Einwendungen zugänglich waren. Es gab aber auch viele, die in Einwendungen ihrer Untergebenen lediglich eine Auflehnung gegen ihre geheiligte Autorität erblickten. In solchen Fällen verfehlte der Untergebene nicht nur seinen rein sachlichen Zweck, sondern schädigte sich lediglich persönlich. Er geriet dann leicht in den Ruf eines schwierigen und unbequemen Untergebenen, mit dem sich nicht gut arbeiten ließe. Ihm wurden dann vielfach solche vorgezogen, die widerspruchslos die Befehle ihrer Vorgesetzten ausarbeiteten und auf die Äußerung ihrer eigenen Ansicht grundsätzlich verzichteten. Anpassungsfähigkeit ist fraglos im militärischen Leben höher bewertet worden, als Schärfe des Urteils. Unter einem „netten Kerl" oder einem „famosen Menschen" wurde im allgemeinen ein solcher verstanden, der nicht allzuviel nachdachte und nicht allzuviel eigene Ansicht besaß, selten oder nie widersprach und dafür lieber dauernd zustimmte. Damit kam man in der Regel noch weiter als mit vornehmer Zurückhaltung. Das war eine zweifellose Friedenserscheinung, die aber in wenig günstiger Weise auf den Krieg ausgestrahlt hat.

Der Offizier lebte sozusagen zeitlebens unter einer ziemlich scharfen Zensur. Das erzeugte bei vielen nicht nur eine untätige Vorsicht, sondern verleitete sie zu tätigen Bemühungen, um den Zensor günstig für die eigene Person zu beeinflussen und in einen vorteilhaften Ruf zu kommen. Es waren nicht nur vereinzelte Offiziere, die gewohnheitsmäßig darauf ausgingen, ihre dienstliche Stellung dadurch zu befestigen und zu verbessern, daß sie ohne innere Überzeugung, bisweilen sogar gegen diese, dem Vorgesetzten zu Gehör redeten und ihn durch übertriebene Artigkeiten und Gefälligkeiten zu gewinnen suchten, nicht zuletzt auch durch Liebenswürdigkeiten gegen die Gattin oder die Töchter des Vorgesetzten. Vielfach beteiligte sich auch die Gattin des Untergebenen erfolgreich an dieser außerdienstlichen Tätigkeit ihres Gatten. Wie denn überhaupt der Ehrgeiz der Frau im militärischen Leben oft eine viel einschneidendere Rolle gespielt hat, als der des Mannes, eine Erscheinung, die mit den höheren Dienstgraden häufig zunahm, so daß die Rücksichtnahme auf die Gattinnen höherer Vorgesetzten nicht außer acht bleiben konnte. Viele Mittelmäßigkeiten, manche geradezu Unfähigen haben es mit Hilfe geselliger Talente verstanden, ihre verschiedenen Vorgesetzten auf diese Weise jahrelang zu täuschen und sich so allmählich emporzuarbeiten. Und niemand weiß eigentlich, warum das höchst ehrenwerte und nützliche Handwerk eines Hans Sachs den Scherznamen für ein so unwürdiges Gebaren liefern mußte, das doch der Ehre des freien Mannes und deshalb noch viel mehr des Offiziers geradezu ins Gesicht schlug.

Leider kann man nicht behaupten, daß es sich hierbei nur um Ausnahmeerscheinungen gehandelt hätte. Bald wurde mit feineren, bald mit gröberen Mitteln gearbeitet. Darunter hat auch die ohnehin schon einseitige Geselligkeit der Offizierkreise bald mehr, bald weniger gelitten. Auch hinter dem ursprünglich im besten Sinne des Wortes gedachten Begriff der Kameradschaft verhüllte sich nicht selten ein rücksichtsloses Strebertum, dem der Kampf ums Dasein oder um das Avancement die Hauptrichtlinie fürs Leben war. Es soll nicht behauptet werden, daß das alles Sondererscheinungen der Offizierskreise waren. Auch in anderen Ständen ist ganz Ähnliches vorgekommen. Immerhin aber schuf die militärische Unterordnung, die ausgesprochene Abgeschiedenheit von anderen Ständen und das schärfer ausgeprägte gegenseitige aufeinander Angewiesensein besonders günstige Vorbedingungen für die Entwicklung des Strebertums. Ein solches pochte auf den geringen Grad von Menschenkenntnis, über den die meisten Menschen verfügen und der besonders im

Offizierkorps ein auffallend niedriger war, vielleicht deshalb, weil dort Gleichmäßigkeit und Gleichartigkeit bewußt gepflegt wurde, Individualität dagegen wenig geschätzt war. Merkwürdigerweise hat auch die Menschenkenntnis beim Offizier mit wachsendem Lebensalter nicht zugenommen. Meist war das Gegenteil der Fall, was sich wohl dadurch erklärt, daß der Offizier in den höheren Dienstgraden immer seltener und weniger Widerspruch zu hören bekam und daher dazu neigte, seine Umgebung immer einseitiger danach zu beurteilen, ob er von ihr seine eigenen, überdies immer starrer werdenden Ansichten wieder zu hören bekam.

13. Einseitigkeit

Aus ähnlichen Gründen war deshalb auch die schriftstellerische Betätigung des Offiziers nicht sehr empfehlenswert. Entweder erregte man Anstoß mit dem, was man schrieb, oder man mußte sich in bestimmten, breitgetretenen Pfaden bewegen. Einer meiner Vorgesetzten, den ich ganz besonders hoch geschätzt habe, pflegte zu sagen: „Schreiben Sie und sagen Sie niemals etwas, was gegen Ihre Überzeugung geht." Er war diesem Grundsatz stets getreu und hat sich damit manchen Gegner erworben. Andere zogen daraus die Folgerung, möglichst wenig zu sagen und überhaupt nicht schriftstellerisch tätig zu sein. Die dabei einzuhaltenden Vorschriften waren überdies ohnehin schon unbequem. Aber selbst gegen Schriftstellerei im Rahmen dieser Vorschriften herrschte bei vielen älteren Offizieren ein sehr ausgesprochenes Vorurteil, noch ganz im Sinne des Feldmarschalls Wrangel, von dem oben die Rede war. Wenn daher von einigen hervorragenden Ausnahmen abgesehen wird, die die Regel bestätigen, so zeichnete sich die deutsche Militärliteratur, soweit sie sich mit Tagesfragen befaßte, durch eine geradezu auffällige Mittelmäßigkeit aus.

Daß es an befähigten Leuten sicher nicht gefehlt hat, zeigt die kriegsgeschichtliche Literatur, bei der der freien Meinungsäußerung weniger Fesseln angelegt waren. Aber selbst hier treffen wir die Bestimmung, daß jede Veröffentlichung eines Offiziers, die Geschehnisse des Krieges 1870/71 betraf, und war es auch nur eine harmlose Regimentsgeschichte, der Zensur des großen Generalstabes unterworfen war. Dieser mußte nachprüfen, ob nicht ein Widerspruch mit dem amtlichen Generalstabswerke 1870/71 vorlag, eine um so unhaltbarere Bestimmung, als der Generalstab selbst sehr bald zugab, daß das seinerzeit als der Gipfelpunkt aller Kriegsgeschichtsschreibung hingestellte Generalstabswerk sich in vielen und häufig

nicht so ganz nebensächlichen Punkten geirrt hatte. Solche Irrtümer ließen sich nicht etwa nur aus neu zugänglich gewordenen Quellen nachweisen, sondern gingen häufig sogar aus denselben Kriegsakten hervor, die schon den ursprünglichen Bearbeitern vorgelegen hatten. Bei unserer amtlichen Kriegsgeschichtsschreibung hat leider das Fehlen einer geschichtswissenschaftlichen Schulung, vor allem was Quellenkritik anlangt, sich nicht selten nachteilig bemerkbar gemacht. Mitunter läßt sich der Vorwurf eines, wenn auch gewandten Dilettantismus nicht ersparen.

Schlimmer war jedoch, daß bei sehr vielen die Überzeugung Platz gegriffen hatte, es sei der Zweck der Kriegsgeschichtsschreibung nicht etwa der, vorurteilslos den Zusammenhang von Ursache und Wirkung zu erforschen und darzulegen, um daraus wertvolle Erfahrungen und Gesetze für künftiges kriegerisches Handeln abzuleiten, was doch für die amtliche Geschichtsschreibung der einzig stichhaltige Standpunkt sein sollte. Vielmehr hielten viele die Kriegsgeschichtsschreibung mehr für ein Mittel zur Verherrlichung der Kriegsteilnehmer und der Beeinflussung der öffentlichen Meinung. Sogar der Feldmarschall Graf Moltke hat das Wort ausgesprochen: „Was in der Kriegsgeschichte publiziert wird, ist stets nach dem Erfolg appretiert; aber es ist eine Pflicht der Pietät und der Vaterlandsliebe, gewisse Prestigen nicht zu zerstören, welche die Siege unserer Armeen an bestimmte Persönlichkeiten knüpfen." Das ist gewiß vornehm und menschenfreundlich gedacht, aber vom Standpunkt des Historikers, wie vom Standpunkt der militärischen Wissenschaft aus, die in der Kriegsgeschichte eine Erkenntnisquelle für die Theorie des Krieges erblicken muß, sind solche Grundsätze doch recht bedenklich. Wenn sie aber an so hoher Stelle für berechtigt gehalten wurden, so darf es nicht wundernehmen, wenn sich kleinere Geister immer mehr in eine Überschätzung der Leistungen von 1870/71 hineinsteigerten und in ihnen schließlich einen unübertrefflichen Höhepunkt der Truppenführung und Truppenleistung erblickten. Das hat der starken Selbstüberschätzung in unserer Armee ohne Zweifel noch weiteren Vorschub geleistet. Und wenn mitunter ältere Offiziere nach 1870 sogar glaubten, wir würden durch die Veröffentlichung des Generalstabswerkes das Geheimnis unserer überlegenen Kriegführung ohne Not offenbaren, so war diese Befürchtung wohl weniger begründet im Vergleich zu der erwähnten nachteiligen Wirkung. Für weite militärische Kreise waren die fremden Kriege nach 1870 höchstens bemerkenswerte Kuriosa, die für nicht so ganz vollwertig genommen wurden. Ihre Erfahrungen, so wurde viel-

fach angenommen, ließen sich auf unsere Verhältnisse gar nicht oder doch nur mit sehr wesentlichen Einschränkungen übertragen und anwenden. Moltkesche Kriegführung blieb das unübertreffliche, ja schlechthin unerreichbare Ideal. Überdies wurde stillschweigend angenommen, daß wir im unbestrittenen Alleinbesitz dieser Moltkeschen Führungskunst sein und bleiben müßten.

In dieser Unterschätzung der Bedeutung und der Erfahrungen neuerer fremder Kriege mag der Grund liegen, warum bei uns vor dem Kriege und gerade an maßgebenden Stellen trotz aller Ergebnisse der Schießübungen durchgängig eine starke Unterschätzung der Feuerwirkung aller Waffen, namentlich aber der Artillerie herrschte. Im Zusammenhang damit steht ferner die erhebliche Unterschätzung der Stärke und Dauer der Verteidigung, die für uns sehr verhängnisvoll war, die aber von den meisten Teilnehmern neuerer Kriege im wesentlichen richtig eingeschätzt worden war. Die Behörden dagegen legten bei Beurteilung derartiger Fragen lieber die alte klassische Literatur zugrunde. Hierher gehört ferner der Umstand, daß wir 1914 mit zu wenig Munition und mit ungenügenden Reserven an Geschützen und Handwaffen ins Feld rückten, so daß wir schon vor Ablauf dieses Jahres in ernste Verlegenheit gerieten. Augenscheinlich haben die Zahlen des Munitionsverbrauchs von 1870 hierbei noch nachgewirkt. Die Zahlen des mandschurischen Krieges, namentlich die aus diesem Kriege zu folgernde Dauer von neuzeitlichen Stellungskämpfen, hätten uns auf ganz andere Mengen bringen müssen.

Aber ganz allgemein wurden solchen auswärtigen Kriegserfahrungen die sogenannten Erfahrungen vorgezogen, die bei unseren Truppenübungen gemacht wurden. Selbstverständlich ließen sich auch anläßlich von Friedensübungen zahlreiche, durchaus zutreffende Folgerungen für den Krieg ziehen. Da wir aber hinsichtlich der wahren Wirkung heutiger Waffen auf den Menschen so ziemlich ahnungslos waren, so waren alle Folgerungen aus Friedensübungen, bei denen es wesentlich auf die Einschätzung von Waffenwirkung mit ankam, sehr mit Vorsicht zu gebrauchen. Aber gerade hierin sind wir sehr wenig zurückhaltend gewesen, am allerwenigsten ältere Herren, die sich auf Grund langer Friedensausbildungstätigkeit ganz bestimmte Ansichten gebildet hatten. So sind bei uns, da die überwiegende Mehrzahl der Offiziere keine Kriegserfahrung besaß, in weitestem Umfang reine Friedenserfahrungen an die Stelle von eigentlichen Kriegserfahrungen getreten.

Beim Studium der Kriegsgeschichte sind wir auch gar nicht selten

in den Fehler verfallen, unter dem Druck einer vorgefaßten Meinung und -Theorie in den kriegsgeschichtlichen Tatsachen lediglich nach Bestätigungen dieser Theorie zu suchen. Solche zu finden war im allgemeinen nicht schwer, weil bei der Eigenart kriegsgeschichtlicher Ereignisse und kriegsgeschichtlicher Berichterstattung der ursächliche Zusammenhang vielfach dunkel ist und sich beliebig deuten läßt.

Auch ist mehrfach aus der Kriegsgeschichte der eigentümliche Trugschluß gezogen worden, es gebe ein für allemal bestimmte Operationsmethoden, die den Erfolg verbürgen. So haben viele Schriftsteller sich abgemüht, für die einzelnen großen Feldherrn eine eigenartige, sie kennzeichnende Strategie zu ermitteln und schließlich zu entscheiden, welche davon schlechthin die richtigste und beste wäre. Gewiß lassen sich für die Kriegführung einige wenige Grundsätze geben, die fraglos für alle Zeiten richtig bleiben werden. Allein eine praktische Bedeutung kommt diesen, dazu meist noch selbstverständlichen Axiomen nicht zu. Im übrigen sind die erfolgreichen Feldherren aller Zeiten keine so einseitigen Geister gewesen, die immer nach einem ganz bestimmten Führungsgrundsatz, oder, trivialer ausgedrückt, nach einem bestimmten Siegesrezept gehandelt hätten. Wohl haben die meisten von ihnen an der Betrachtung ihrer Vorgänger, am Studium der Kriegsgeschichte gelernt. Niemals aber haben gerade die Großen unter ihnen den Versuch gemacht, aus ihren Studien oder aus ihren Erfahrungen eine ganz bestimmte Operationsweise als allein für alle Zeiten maßgebend abzuleiten. Das tun auch die Generalprinzipien Friedrichs des Großen nicht, obwohl sie sogar heute noch mehr als einen wertvollen Wink enthalten, den wir vor dem Weltkriege nicht mehr ganz zu würdigen verstanden.

Auch der Feldmarschall Moltke, für den man in allererster Linie eine eigenartige Operationsmethode gefunden zu haben glaubte, hat bekanntlich diesen Standpunkt bestimmt abgelehnt. Denn er bezeichnete die Strategie ausdrücklich als ein „System von Aushilfen"; gewiß ein sehr bescheidener Ausspruch für einen niemals geschlagenen Feldherrn. Wie recht er mit dieser Äußerung gehabt hat, das haben wir im letzten Weltkriege auf beiden Seiten recht deutlich gesehen. Im allgemeinen aber möchte es scheinen, daß die großen Feldherrn ihren Blick nicht einseitig auf die Vergangenheit gerichtet haben, daß also der Feldherr der Zukunft, je rascher sich die Technik entwickelt, dies um so weniger tun darf. Es wird vielmehr gestattet sein, aus der Kriegsgeschichte die Tatsache abzuleiten, daß der Erfolg der Feldherren aller Zeiten hauptsächlich darin lag, daß sie alle ihnen

erreichbaren Faktoren zum Siege, nicht bloß die rein militärischen, sondern auch die allgemein wissenschaftlichen, die technischen, die wirtschaftlichen, die politischen, die moralischen mit genialer Abwägung ihrer Bedeutung zusammengefaßt und in die Wagschale geworfen haben, daß sie da, wo sie nicht alle Gebiete gleichmäßig beherrschten, eine glückliche Arbeitsteilung unter straffer Oberleitung zu schaffen wußten. Damit wird man aber schließlich darauf kommen, daß die Kriegführung nicht eine Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln ist, sondern daß sie stets ein Mittel der Politik bleibt und dieser als der höheren Gewalt untergeordnet bleiben muß. Das umgekehrte Verhältnis, daß die Kriegführung eine Zeitlang die Politik in den Hintergrund drängt oder gar in Abhängigkeit von sich bringt, ist nur dann unbedenklich, wenn die Kriegführung des Erfolges unbedingt sicher ist. Sowohl der Feldherr aber, als auch der Staatsmann, dürfen ihren Blick während ihres Handelns weniger nach rückwärts auf gemachte Erfahrungen richten, sondern auf die Gegenwart und ihre Umgebung, und vor allem nach vorwärts auf die weiteren Entwicklungsmöglichkeiten. Wer nur nach dem System der Aushilfen verfahren wollte, könnte leicht die Initiative verlieren, auch da, wo feindliche Übermacht ihn nicht dazu zwingt. Die Folgen jeder Anordnung müssen in ihrer Auswirkung weit vorschauend überdacht werden. Nicht mit alten starren Regeln werden die Kriege gewonnen, sondern mit neuen Gedanken und neuen Kriegsmitteln.

In unserem Heere hat dagegen von jeher ein übertrieben konservativer Geist geherrscht, der manchen Fortschritt unterbunden hat. Wenn es zutrifft, daß die Konstruktion der Tanks ursprünglich der Gedanke eines deutschen Erfinders ist, so wäre das eine eigentümliche Ironie der Weltgeschichte. Denn es ist bekannt, wie sehr die Tanks trotz so mancher Berichte, die ihre hohe Wichtigkeit für überraschende Angriffe sowie für die Begleitung des Infanterieangriffs hervorhoben, an maßgebender Stelle bei uns dauernd mißachtet worden sind. Nicht nur, daß wir infolge hiervon selbst solche in durchaus unzureichender Menge herstellten, sondern wir haben auch bis ganz zuletzt trotz vieler Warnungen es nicht für nötig befunden, wirklich brauchbare Abwehrmittel gegen die Tanks einzuführen. Diese Sturmwagen, über deren wirksame Bekämpfung manch übertriebener Bericht geschrieben worden ist, wurden so lange unterschätzt und mußten so lange „in Kauf genommen werden", bis sie im August 1918 unsere entscheidende Niederlage, wenn auch nicht allein herbeiführten, so doch ganz wesentlich begünstigten.

Daran trug in der Hauptsache der konservative Geist in der Armee die Schuld, der neue technische Errungenschaften gerne ablehnte, vielfach auch mit der stolzen Ausrede, die preußische Infanterie habe solche Hilfsmittel gar nicht nötig. Bezeichnend für solchen Gedankengang ist der Umstand, daß, als 1888, gewiß nicht verfrüht, sondern nur aus Pietät für Kaiser Wilhelm I. so lange hinausgeschoben, endlich ein neues Infanteriereglement herauskam, ein älterer Offizier Kaiser Wilhelm II. gegenüber seinen Widerspruch gegen die Neuerung durch die Worte kundgab: „Euer Majestät halten zu Gnaden, das neue Reglement ist sehr schön, aber gesiegt haben wir mit dem alten!"

Für die große Zahl der Durchschnittsmenschen gibt es im Leben einen Zeitpunkt, von dem an alles Neue grundsätzlich und aus innerster Überzeugung für minderwertig gehalten wird. Bei dem einen tritt diese Verknöcherung des Denkvermögens etwas früher, bei dem anderen etwas später ein. Sie ereilt aber schließlich auch die bedeutenderen Geister. Wohl begünstigt die reiche Schatzkammer aufgestapelter Erfahrungen die Treffsicherheit des Urteils, aber die neue Idee kommt nicht aus altem Gehirn, wenigstens in der Regel nicht. Es ist daher verhängnisvoll, wenn die maßgebenden Stellungen im Staate erst in einem Alter erreicht werden, in dem die Produktivität der Gedanken nachläßt, und es möchte beinahe scheinen, als ob dieser kritische Zeitpunkt bei dem durch den Dienst im allgemeinen rascher verbrauchten Soldaten früher eintreten würde als in anderen Berufen. Um so sorgsamer muß der Offizierberuf vor Überalterung bewahrt werden. An dieser aber haben wir, mehr als alle anderen europäischen Armeen, mit Ausnahme vielleicht der spanischen, bis in die letzten Monate des Krieges hinein gelitten. Sie wurde begünstigt durch den Unfug, daß fast jeder Offizier im Frieden bei seiner Verabschiedung als billige Auszeichnung noch den Charakter des Dienstgrades erhielt, zu dessen Ausfüllung er nicht mehr als befähigt bezeichnet worden war. Dazu kam die bald in dem Kriege in starkem Umfang einsetzende weitere Beförderung längst Verabschiedeter. Auf diese Weise gab es schließlich eine Menge von Generalen und Exzellenzen, die mit dem besten Willen kaum unterzubringen waren. Die Folge war die zunehmende Überalterung der Führung.

Auch hier ist anzunehmen, daß die Revolution alsbald in den entgegengesetzten Fehler verfallen wird, wie solches im menschlichen Leben fast immer der Fall ist. Ganz ähnlich, wie sie bei Festsetzung

des niederen Wahlalters eine Frühreife des Menschen feststellen will, wo es sich in der Tat nur um viel Temperament und geschicktes Eingehen auf Schlagworte handelt.

14. Berichterstattung

Im Kriege bestand, wie man gehört hat, mehrfach Veranlassung, über Mangel an Wahrheitsliebe zu klagen. Nicht, als ob geradezu unzutreffende Berichte geliefert worden wären. Vielfach sind aber durch die Art der Berichterstattung ohne ausgesprochene Unwahrheit höheren Orts falsche Vorstellungen hervorgerufen worden. So kann es am Ende fraglich sein, inwieweit die in unserer Presse zutagetretende Schönfärberei der Lage den tatsächlichen Anschauungen an der höchsten Stelle entsprach, oder ob die an die Presse gerichteten Direktiven mehr der Ausfluß einer beabsichtigten Beeinflussung waren. In manchen Fällen dürfte ohne Zweifel das letztere zutreffen. Es entsteht dann immer noch die Frage, inwieweit eine solche Beeinflussung durch Verschleierung der Tatsachen wirklich geboten oder politisch klug war. Augenscheinlich ist man hierin zu weit gegangen. Vielleicht haben die oben erwähnten Grundsätze der amtlichen Kriegsgeschichtsschreibung einen Einfluß auf die Art und Weise der Pressebeeinflussung ausgeübt. Die Gefahr unzutreffender Darstellungen ist immer die, daß eines Tages die Wahrheit doch offenbar wird, und daß damit der Kredit der Berichterstattung dauernd untergraben wird. In vielen Fällen ließ sich die Unrichtigkeit der Pressedarstellung sehr rasch nachprüfen. So beispielsweise, wenn stark zusammengeschossene Truppen von sich lesen mußten, daß sie erstaunlich geringe Verluste erlitten hätten, wie dies im Frühjahr 1918 beinahe die Regel war.

In manchen Fällen aber hat die Berichterstattung von unten nach oben tatsächlich versagt, weil manche Offiziere schon im Frieden aus einer übertriebenen und falschen Rücksicht sich mitunter scheuten, dem Vorgesetzten die volle und ganze Wahrheit zu berichten. Auch diese Gepflogenheit ist also nicht erst eine Kriegsgewohnheit, sondern eine Friedenssünde, wenn sie auch im Kriege häufiger aufgetreten sein mag. Schon im Frieden kam es ferner hin und wieder vor, daß Berichte über Truppenübungen nicht den einwandfrei genauen Hergang der Tatsachen enthielten, sondern vom Verfasser etwas zurechtgeschoben wurden, um die eigene Leistung in ein besseres Licht zu setzen. Leute, die so schon im Frieden verfuhren, dürften

das im Kriege kaum gelassen haben, da dort die Nachprüfung schwieriger war.

Auch sonst hatte schon im Frieden mancherorts die strenge Wahrheitsliebe, der einstige Stolz der Armee, bedenklich gelitten. In einem Armeekorps waren beispielsweise zur Hebung der Marschfähigkeit regelmäßige starke Übungsmärsche vorgeschrieben. Da aber Fußkranke nicht vorkommen durften, bei gewissenhafter Ausführung der Märsche jedoch mit Sicherheit zu erwarten waren, halfen sich manche Praktiker in weitem Umfang damit, daß diese Märsche häufig nur gemeldet und simuliert wurden. Die Truppe rückte wenige Kilometer vor die Stadt, machte an gut gedeckter Stelle einige Stunden lang Zielübung oder auch gar nichts und rückte nach Ablauf der berechneten Zeit schmutzig, in schlechter Haltung und anscheinend stark ermüdet wieder ein. Ähnlich wie die Infanterie verfuhr die Kavallerie bei vorgeschriebenen längeren Dauerritten. In beiden Fällen beruhigten die Betreffenden ihr Gewissen mit der Entschuldigung der gebotenen Schonung von Mann und Pferd. Da in dem besagten Armeekorps großer Wert auf das peinlich genaue Einhalten der für die Meldereiter vorgeschriebenen Geschwindigkeit gelegt wurde, scheute sich ein Regimentskommandeur nicht, anheimzustellen, auf die Meldungen eine spätere Abgangszeit einzusetzen, als in Wirklichkeit der Fall gewesen war, und dafür den Mann entsprechend langsamer reiten zu lassen. Es gab daselbst Offiziere, die in die für Eintragung abgehaltener Felddienstübungen eingeführten Hefte unbedenklich auch solche Übungen aufnahmen, die gar nicht im Gelände abgehalten, sondern zur Schonung der Pferde in der Kaserne ausschließlich auf dem Papier angefertigt worden waren. Es soll dort in einzelnen Truppenteilen allen Ernstes zwischen solchem Dienst unterschieden worden sein, der tatsächlich abgehalten, und solchem, der „nur gemeldet" wurde. Das alles waren keineswegs etwa nur Ausnahmeerscheinungen, die hier verallgemeinert werden, und wenn hier schlimmere Beispiele mit Absicht nicht erwähnt werden, so geschieht es in der Überzeugung, daß diese noch schlimmeren Vorfälle tatsächlich vereinzelte Ausnahmen gewesen sind. Andererseits aber dürfen die geschilderten Vorkommnisse keineswegs auf die gesamte Armee verallgemeinert werden. Vielmehr traten solche Erscheinungen nur da auf, wo eine tatsächliche Überspannung der Anforderungen eingetreten war. Immerhin ist nicht in Abrede zu ziehen, daß neben dem vielen Untadeligen in unserer alten Armee doch auch manches mehr oder minder nur hohler Schein gewesen ist und daß hier und dort ohne Zweifel sittliche Leichtfertigkeit

geherrscht hat. Aber wenn das hier alles aufrichtig besprochen wird, so drängt sich immer wieder die Befürchtung auf, daß dergleichen in einem künftigen Volksheer mindestens in demselben Umfang auftreten wird. Denn in gar keiner Hinsicht ist die Gewähr vorhanden, daß ein solches mit einem Male aus viel besseren Menschen bestehen wird. Höchstens ist zu erwarten, daß bei den wahrscheinlich überall herabgesetzten Anforderungen die Auswüchse beim Kampf um das militärische Dasein etwas zurückgehen oder daß sie bei der wahrscheinlich schlechteren Aufsicht weniger bemerkt werden.

Die Scheu, an höherer Stelle Anstoß zu erregen, durch ungeschminkte Darstellung der Wahrheit, hat sich keineswegs nur auf militärische Berichte erstreckt. Vielmehr war dies nach vielem, was in die Öffentlichkeit gedrungen ist, eine ziemlich allgemeine Erscheinung auch unserer politischen Auslandsberichte. Wieviel Schaden damit angerichtet wurde, selbst wenn nebenher noch einwandfreie Privatberichte liefen, das läßt sich entfernt noch nicht übersehen.

An einer solchen ängstlichen Rücksichtnahme seitens vieler Berichterstatter mag es liegen, daß die Armeen unserer voraussichtlichen Bundesgenossen im allgemeinen gelobt wurden, während bezüglich der unserer Gegner sehr gerne das Ungünstige zusammengestellt und hervorgehoben wurde. Derartiges wurde gerne gelesen und deshalb auch gerne geglaubt. Solche Berichte zeigten, daß die Richtlinien unserer Außenpoltiik richtig wären, und das konnte für den Schreiber nur von Vorteil sein. Wurde aber die Wahrheit berichtet, so konnte das leicht verstimmen, oder der Bericht fand keinen rechten Glauben.

Wer die Militärliteratur der letzten Jahre vor dem Kriege durchblättert, wird auch aus dieser ersehen, daß die Berichterstatter fast immer in Abhängigkeit von solchen Richtlinien geraten sind, meistens wohl unbewußt, weil es eben gewisse herkömmliche Ansichten gab. So sind z. B. die französischen Manöver fast gewohnheitsmäßig absprechend kritisiert worden. Den Engländern ist namentlich zur Zeit des Burenkrieges, aber sogar noch im Weltkriege bis ganz kurz vor unserem Zusammenbruch alles und jedes Verständnis für Truppenführung abgesprochen worden. Um so maßloser dagegen ist stets die türkische Armee in den Himmel erhoben worden, eine Erscheinung, über die ein besonderes Buch geschrieben werden könnte. Die üble Folge war, daß unsere im Kriege mit ehrlicher Begeisterung dorthin abgegangenen Offiziere alsbald auf das bitterste enttäuscht wurden, eine Enttäuschung, die durch unsere rücksichtslose Zensur eine Zeitlang verschleiert wurde. Es scheint fast, als ob die Kunst,

über ausländische Verhältnisse so berichten zu können, wie es in das Programm des Auswärtigen Amts paßte, als ein Hauptkriterium politischer und diplomatischer Befähigung gegolten habe.

Was aber unsere Außenpolitik vor dem Kriege anlangt, so möchte man glauben, daß viel weniger von Fall zu Fall erwogen wurde, was politisch notwendig, möglich und richtig war, sondern daß sich diese Politik auf längere Zeiträume hinaus mit einem gewissen Programm festlegte, das möglichst folgerichtig und restlos durchgeführt werden sollte, auch wenn es vorübergehend zu Krisen führte. Eine Erscheinung, die an das erwähnte Bestreben derer erinnert, die aus der Kriegsgeschichte eine Normalstrategie ableiten wollten. Scheinbar hatte man sich durch ein solches Programm von vornherein die Initiative gewahrt. In Wirklichkeit begab man sich aber gerade durch ein so gebundenes Programm der Freiheit des Entschlusses im Einzelfall. In manchen Dingen haben wir offenkundig überhaupt keine selbständige Politik gemacht. So in allen Balkanangelegenheiten, wo wir anscheinend Österreich-Ungarn völlig freie Hand ließen. Unwillkürlich denkt man dabei an Wotan: „Das sind die Bande, die mich binden: der durch Verträge ich Herr, den Verträgen bin ich nun Knecht!"

Und auch bei uns hat Alberich für das Ende gesorgt!

15. Schlußwort

Solche Umstände bedingten eine weitgehende Gebundenheit der Ansichten auf fast allen Gebieten. Der Allgemeinheit ist das vor dem Kriege nicht klar in die Erscheinung getreten. Man hatte sich in eine gewaltige Überschätzung deutscher Macht und deutschen Wesens hineingeredet und hineingeschrieben. Unsere mitunter polternde Politik, hinter deren hochtönenden Worten keineswegs die entsprechende wirkliche Macht, ja nicht einmal immer der Wille zur Macht stand, trug nur einen Teil der Schuld daran. Viel stärker wirkte die sogenannte öffentliche Meinung dabei mit, die im wesentlichen durch die Presse, und zwar damals eine zensurfreie Presse, gemacht worden ist. Es darf darauf hingewiesen werden, wie sehr diese öffentliche Meinung in der Zeit der Burenbegeisterung einem Kriege gegen England zuneigte und von ganz unmöglichen Dingen, wie von Landungen in England träumte. Nachträglich will es freilich niemand gewesen sein, und jedermann rückt unter Protest vom Krügertelegramm des Kaisers ab. Auch über die wahre Bedeutung des deutschen Oberkommandos in China haben sich die

breiten Massen sehr bereitwillig täuschen lassen. So vieles, was nur schimmernder Schein war, wurde für wirkliche Macht gehalten.

So kam es wohl auch, daß verhältnismäßig nur wenige in Deutschland das allgemeine unbedingte Vertrauen in die starke Überlegenheit unserer Heereseinrichtungen nicht teilten. Sie glaubten zweifeln zu sollen, ob unsere Gegner so minderwertig wären, wie sie von vielen angesehen wurden. Sie waren nicht restlos davon überzeugt, daß unsere politische und militärische Führung in den besten Händen wäre.

Auf die allgemeinen, bei uns herrschenden Ansichten über Truppenführung und Kriegführung ist hier nicht näher eingegangen worden. Vielleicht gibt sich später an anderem Ort Gelegenheit dazu. Möglicherweise ergibt sich, daß wir auch hierin nicht so unbedingt an der Spitze von Europa marschierten, wie die Mehrzahl von uns glaubte, sondern daß wir auch hier uns in eine Selbsttäuschung hineingearbeitet hatten. Unsere Kriegssünden aber würden ein langes Sonderkapitel bilden, das heute noch nicht geschrieben werden soll. Nur einige ganz allgemeine Bemerkungen seien hier noch angeknüpft.

Wohl ist es möglich, mit einer Minderzahl durch geschickte Zusammenfassung der Kräfte gegen eine zahlenmäßige Überlegenheit örtliche Erfolge zu erringen. Solche örtlichen Siege konnten in früheren Zeiten, als die Kriege um beschränktere Ziele und noch nicht mit der Gesamtheit der Volkskraft, sondern nur mit einem oft nur kleinen Bruchteil derselben geführt wurden, sich zu Kriegsentscheidungen auswirken dadurch, daß der Unterlegene zwar nicht mit seiner ganzen Volkskraft niedergeworfen war, aber diese doch für die Fortsetzung des Kampfes nicht mehr rechtzeitig nutzbar machen konnte oder auch wollte. Dabei spielt die kürzere Dauer und geringere Stärke der Verteidigung eine wesentliche Rolle. Wo aber, wie heutzutage, die Kriege mit den gesamten Kräften der Nation, vor allem auch den wirtschaftlichen, geführt werden müssen, sobald es sich um Lebensinteressen der Völker handelt, da können selbst erhebliche Teilerfolge ihre Wirkung auf die Gesamtlage nicht mehr rasch genug ausstrahlen, um kriegsentscheidend zu wirken. Ein an Volkszahl starker und an wirtschaftlichen Hilfsmitteln reicher Gegner kann selbst empfindliche Niederlagen, wenn sie ihn nur an einzelnen Fronten oder gar nur auf Teilen einer langen Kampffront treffen, nach einiger Zeit immer wieder ausgleichen. Und zwar der an Bevölkerungsziffer und sonstigen Hilfsmitteln stärkere natürlich länger und nachhaltiger als der schwächere. Auf den einzelnen Erfolg oder Mißerfolg kommt es dann gar nicht mehr so sehr an.

Deshalb muß sich, ohne Rücksicht auf den Ausgang einzelner Schlachten oder auch einzelner Operationen, bei langer Dauer eines Krieges die Wagschale mit Naturnotwendigkeit immer mehr zugunsten der höheren Bevölkerungsziffer neigen. Dies um so rascher, sobald auf der einen Seite ein etwa besser ausgebildetes Friedensheer allmählich durch den Kampf aufgezehrt worden ist und nunmehr auf beiden Seiten gleichmäßig nur mangelhaft ausgebildete Soldaten in den Kampf geführt werden müssen. Außerdem ist nicht zu vergessen, daß der heutige Krieg viel mehr als alle früheren von der Technik beherrscht wird. Je mehr dies der Fall ist, desto mehr werden militärische Ausbildungswerte und moralische Werte der Truppen durch reine Zahlen- und Materialwerte überwuchert. Desto mehr wird der Schanzarbeiter, der Munitionsarbeiter und der Arbeiter überhaupt eine entscheidende Rolle spielen gegenüber dem eigentlichen Frontkämpfer. Ist also die Zivilisation der kämpfenden Parteien nicht allzu verschieden, so wird sich das beiderseitige Kräfteverhältnis, je länger der Krieg dauert, immer mehr durch die Bevölkerungsziffer ausdrücken lassen, keineswegs durch die Stärke des zu Beginn des Krieges mobilgemachten Heeres oder gar des Friedensheeres. Im Hinblick darauf, daß ein großer Krieg von Anfang an auf die gesamte, auch die nicht kämpfende Bevölkerung in stärkstem Maße einwirkt, ist ein im Laufe des Krieges neu auftretender Bundesgenosse von ganz besonderer Bedeutung, weil dessen ganze Volkskraft noch viel weniger angekränkelt ist.

Man möchte glauben, daß diese auch schon vor dem Kriege ganz selbstverständlichen Tatsachen von denen nicht gewürdigt worden sind, die den furchtbaren Ernst dieses Krieges für uns zu Beginn unterschätzt haben. Wir haben uns in Friedensübungen auf dem Papier sehr häufig mit der Aufgabe befaßt, mit verhältnismäßig kleinen Armeen örtliche Erfolge gegen Überlegenheit zu erzielen. Dank der vorbildlichen Lehren des Feldmarschalls Schlieffen waren wir hierbei, wie unter anderem die ganz nach seinen Gedankengängen angelegte Schlacht von Tannenberg beweist, auf dem richtigen Wege. Da wir aber fast immer nur solche Einzelepisoden in den Kreis der Betrachtungen zogen, so ist wohl zu selten die Frage eingehend geprüft worden, wieviel derartige Siege notwendig oder hinreichend sein würden, um die gesamte Widerstandskraft einer Großmacht so zu brechen, daß sie gezwungen wäre, den Krieg aufzugeben. Das konnte freilich nicht durch Kartenübungen ergründet werden, sondern bedurfte eines eingehenden Studiums, vor allem auch der wirtschaftlichen Kräfte unserer voraussichtlichen Gegner.

In dieser Hinsicht haben wir es offenbar nicht über ganz bescheidene Anfänge hinausgebracht. Hier hätten sich der politische Auslandsdienst und der Generalstab noch ganz anders in die Hände arbeiten müssen. Wenn wir einmal die Geschichte des Weltkrieges einwandfrei kennen werden, so wird die Untersuchung über die Bedeutung der wirtschaftlichen Faktoren im Kriege eine dankenswerte Aufgabe für den Forscher sein.

Die Frage, ob es möglich gewesen wäre, den Krieg zu vermeiden oder auf einen günstigeren Zeitpunkt zu verschieben, soll hier nicht angeschnitten werden. Nicht gerechtfertigt war auf jeden Fall die starke Selbstüberhebung, mit der wir in den Krieg zogen und die ihren volkstümlichen Ausdruck in der übermütigen Kreideaufschrift der Eisenbahnwagen fand: Hier werden noch weitere Kriegserklärungen entgegengenommen! Der Geist der Überhebung, der sich hierin offenbarte, und der uns leider lange Zeit, ja fast bis zum bitteren Ende nicht verlassen hat, war ein wesentlich anderer, als der von 1870, der sich in den schlichten und bescheidenen Worten des ehrwürdigen Königs Wilhelm I. ausdrückte: „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung."

Und trotzdem hat das deutsche Heer 1914/18 unvergleichlich viel mehr geleistet, als das von 1870/71, in einem Feldzuge, der uns allen einst als ein gewaltiger Krieg erschien, aber jetzt im Vergleich zum Weltkriege zu einer beschränkten Kriegshandlung herabsinkt. Aber eben deshalb, weil damals die politische Leitung es verstand, den Streitfall örtlich zu beschränken, haben unsere Kräfte zum vollen Siege ausgereicht. Der Weltkrieg dagegen war die Fortsetzung unserer nachbismarckischen Weltpolitik, die ihre Ziele nicht der wirklichen Macht entsprechend zu beschränken wußte. Sie bemühte sich, möglichst überall eine deutsche Karte ins Spiel zu bringen. Sie übersah dabei, daß die Zahl der Trümpfe eine geringe ist. Wir mußten sie zu früh ausspielen, und mit den verbleibenden schlechten Karten konnten wir höchstens das Ende des Spiels verzögern. Der Weltkrieg aber war für uns verloren, noch ehe er begonnen hatte.

HG.
G5563a
163146
Author Gleich, G. von
Title Die alte Armee und ihre Verirrungen.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU